

Deutscher Hort

HEIMATREIHE

Schlesien



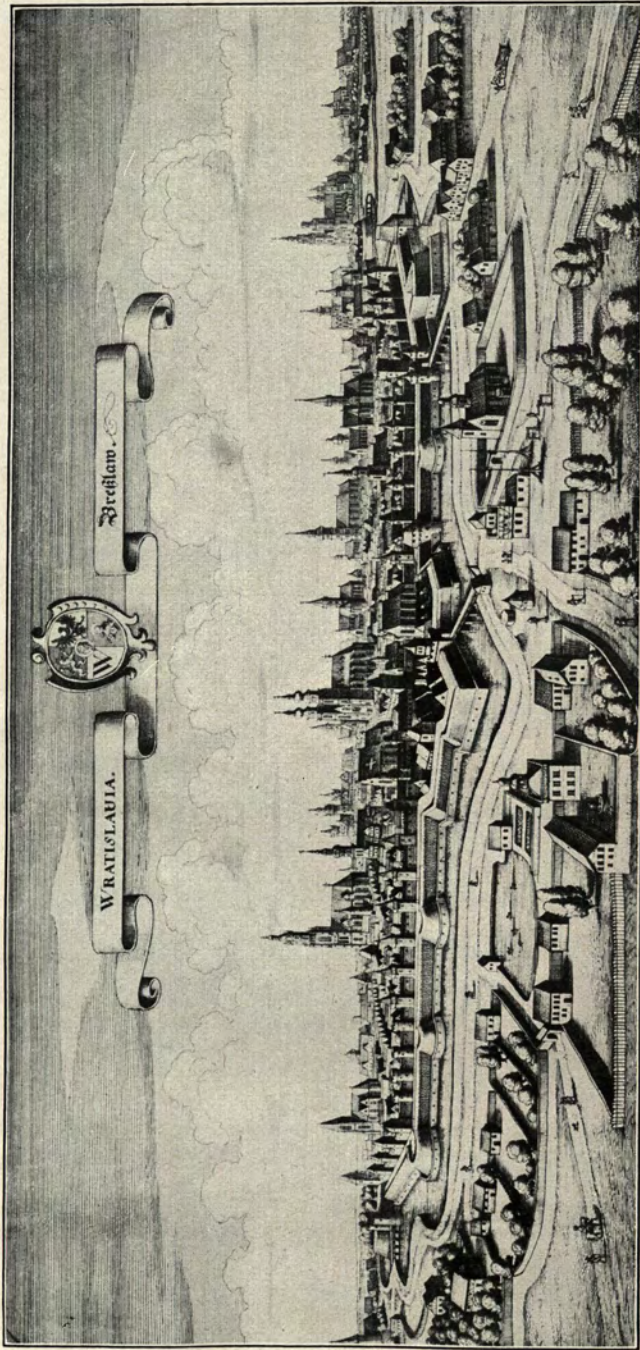
Zweiter Teil

VERLAG QUELLE & MEYER IN LEIPZIG



Wojewódzka Biblioteka Publiczna
CZYTELNIA
w Opolu

~~Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Opolu~~



Breslau, Ansicht der Stadt nach Merian (um 1650)

Deutscher Hort
Kulturkundliches Lesebuch für deutsche Schulen in Einzelheften
Herausgeber: Oberstudiendirektor Dr. F. Wuessing u. Studienrat Dr. G. Wenz
Heimatreihe / 7. und 8. Schuljahr

Schlesien

Zweiter Teil



1927

A. Klose

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig



830-8 (075.2/3) (438) : 908 SL
 (075.2/3) (082.2) (438) : 930.85
 (075.2/3) (082.2) (438) : 43)

Deut. Schl.
 7515D/II
 E II 10

7516 „D“

*

Bearbeiter dieses Heftes ist Studienrat Dr. W. Dohn

*

Buchdruckerei Oswald Schmidt G. m. b. H., Leipzig

Inhaltsverzeichnis

Gedichte sind mit einem * versehen

Verfasser oder Herausgeber	Überschrift	Seitengahl	Quelle
Moritz Graf Strachwitz	* Heimkehr	1	—
Carl Hauptmann	Der Großeltern Haus	1	Aus Hütten am Hange
Philo vom Walde	* De Grußel	2	Schlä'sches Quellbündel Verlag Koebner, Breslau
Carl Hauptmann	Weißer Tod	3	Aus Hütten am Hange
Richard Müller	Der Schatz an der Bern- steinstraße	6	Was die Heimat sah. Ver- lag Priebatsch, Breslau
Richard Müller	Wo ein Fürstenkind schlief	9	
Gustav Freytag	Wie es im slawischen Schle- sien aussah	10	Bilder aus der deutschen Vergangenheit
Walther Dohn	Schlesische Ortsnamen	12	—
Jorg Baecker	Schlesisches Gold	15	Schlesiervolk. Verlag Fried- rich Brandstetter, Leipzig
Walther Dohn	Schlesiens Handelsverkehr im Mittelalter	16	—
Walther Dohn	In den Straßen einer mittel- alterlichen Stadt	19	—
Walther Dohn	Von Kunstbauten des Mittel- alters in Schlesien	21	—
Thomas Platter	Ein fahrender Schüler in Schlesien	25	Nach Gust. Freytag, Bilder aus der deutschen Ver- gangenheit
Hans v. Schweinißen	Aus dem Leben eines schle- sischen Edelknaben	26	Nach der Ausgabe von Cle- menz. Verlag Priebatsch
Karl Olbrich	Ein schlesischer Raubritter	28	Allerlei Geschichten von merkwürdigen Schlesiern. Verlag Priebatsch
Wilhelm Müller- Rüdersdorf	* Die Burgruine	31	Wo die hohen Wälder wogen. Verlag J. Koesle, Nürnberg
—	Sühnekreuze	31	Nach Georg Hynkel, Schle- sischer Sagenborn und R. Daumann und E. Stein, O du Heimat lieb und schön. Waldenburger Hei- matbuch
Walther Dohn	Schlesische Flurnamen	33	—
Franz Schroller	Der Einzug der Reformation in Schlesien	35	Schlesien II

Verfasser oder Herausgeber	Überschrift	Seitenzahl	Quelle
Rudolf Löwenstein	*Hans Ulrichs letzter Wille	36	Schlesiens Geschichte im Liede. Verlag G. Maske, Oppeln
Friedrich v. Logau	Das Deutschland des Dreißigjährigen Krieges im Urteile eines Schlesiens	37	Werke
Richard Müller	Der letzte Pfast	38	Was die Heimat sah. Verlag Priebatsch
—	Zauberprüche	41	Nach Joseph Klapper „Schlesische Volkskunde“. Verlag Ferd. Hirt, Breslau, und Anton Peter, Volkstümliches aus Österreich-Schlesien II, Selbstverlag, Troppau
—	Blutsegen	41	Paul Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. Verlag Teubner, Leipzig
—	Schlangensegen	41	
—	Zauberpruch gegen Hexen und Gespenster	42	Anton Peter, Volkstümliches aus Österreich-Schlesien II
—	Aus einem Soldatenbuchbrief	42	Karl Olbrich, Mitteilungen d. Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 1908
—	Hexenwahn	42	Nach Joseph Klapper, Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 1910
—	Aus einem alten Krummhübler Laborantenbuch	42	Handschriftlich
—	Das schlesische Sternsingerspiel	43	Friedrich Vogt, Die schlesischen Weihnachtsspiele, Verlag Teubner, Leipzig
Paul Drechsler	Weihnachten im Volksglauben	46	Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien I, Verlag Teubner, Leipzig
—	Sonnenwende	47	Adler und Falke 1925
Johannes Hönig	*Ins Stammbuch	48	Der gemittliche Schläsinger 1923, Verlag E. Heege, Schweidnitz

Heimkehr.

Sei mir begrüßt am Straßenrand,
mein alter Markenstein!
Ich fahre in mein Vaterland,
mein Vaterland hinein.

Du Land, in dem ich strebt' und stritt,
wie bist du grün und schön!
Du Luft, in der ich lebt' und litt,
wie duftig ist dein Wehn!

Du Strom, auf dem mein Segel schwoll,
wie leuchtet deine Flut!
Du Wald, in dem mein Horn erscholl,
wie klingt dein Rauschen gut!

Du aber bist noch, herziger Schatz,
wie immer schön und süß,
und alles steht am alten Platz,
da, wo ich's stehen ließ.

Moritz Graf Strachwitz.

Der Großeltern Haus.

Unten im Tale lag Evas Väterei, ein uraltes Bauernhaus, mächtig, mit langer Front und ungeheurem Dachausbau, ein Giebel breit und hoch unter einem alten, nun halb zerborstenen Pappelbaum. In weißem Grunde die Balken in Schwarz, daß das Holzgeäder die Wände in Felder einteilte — die durchsezt waren mit schwarzen Querbändern, und in den mächtigen Wänden kleine Bauernfenster zu ebener Erde und oben, wo die leeren Stuben unheimlich sich dehnten, in deren einer allerhand Gold- und Silberkränze unter Glas und Rahmen hingen, in deren anderen Stroh herumlag und nichts stand als ein alter, zerbrochener Schrank, ein bunter Schub mit einem Brautkranz und dem Brautkleid der Groß-

mutter drin — nichts sonst — und wo im Winter die alte, fromme Großmutter Gebauer ihre Birnen und Äpfel auf Stroh hinbreitete, lange mit gefalteten Händen besichtigte und Gott für den Segen dankte. Und oben war ein weiter, weiter, schier endlos scheinender Dachraum, hoch — und die Bretter im ganzen Hause krachten, wenn man hinaufstieg, und es war dunkel und öde, daß Eva sich hinter der Großmutter dicke Röcke einhüschte, und die Großmutter fast schalt, wenn sie dabei im Gehen behindert war, und beide, sie und die Magd, den Wäschekorb auf der Treppe abhocken mußten. Und um das Haus, dem der Großvater noch einen neueren Scheunenbau mit Stall vor die Tür gesetzt hatte, lag in grauem Mauerwerk ein mächtiger Obstgarten — und weit und breit Felder — nichts sonst. Ein Knecht oder eine Magd mußten mit Eva hinüber in die Schule, sonst war sie daheim und um die alte, ernste Frau herum, hatte ihr Lamm und ihren Kaninchenstall. Und in dem alten, mächtigen Giebelhause, das weithin in aller Ebene sichtbar ragte, ging ein frommer Geist um. Morgens und abends traten in die weite Eckstube, deren Diele immer weiß war und mit lichtem Sand bestreut, die sonnverbrannten Knechte, lustige Kerle mit fromm erstarrten Gesichtern ein, und die roterhitzten derben Mädels kamen aus dem Kuhstall und vom Mist, machten auf den Steinfliesen vor der Tür noch in Hast ein bisschen Ordnung in ihre Gewandung, die lustig und bequem an ihnen herumhing, und alles sah gleich auf den ernstesten, alten Gebauer, der nun, ein Käppchen wie ein geistlicher Herr auf seinem grauen Haar, Gesangbuch und Bibel aufschlug und dann feierlich und langgedehnt vorlas: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln...“ bis er zum Singen kam und Eva nur hinter der Großmutter verborgen hervorlugte und die ernstesten, großen, singenden, aufgerissenen Mäuler der Gefindeschar um die Tür anstaunte, wie sie vor sich starrten, und rauhes, grelles Getöse die Stube bis in den Hof widerhallen machte. So war es in dem Hofe morgens und abends. Und über der großen Schüssel, die die Magd oder Frau Gebauer selber auf den Tisch trug, rief der alte Mann auch den Segen Gottes an — und es ging stumm und streng zu.

Carl Hauptmann.

De Grußel.

De Grußel huckt vurm Armenhaus
und bähst sich an der Sunne aus.
Se kam a ganzen Winter schier
nich eemal vur de Gattertür.

Nu stiecht vul Blüten jeder Boom,
as wär de Welt a Himmelstroom.
A Troom ihs o de Lebenszeit,
die hinger i'r vergangen leit.
De Grußel ihs heut achtzig Jahr —
Do ihs'r vieles nich mehr klar...
Ock wie der Man versiel eim Sand,
wies's Haus gehell eim Feuer stand,
wie pluße 's ganze Viehch vertarb,
wie ee Kind nach'm andern starb,
wie's Wasser kam und rief und rief,
bis nischt meh blieb als Schutt und Kies,
wie's Hagelwetter alles zerschlug
und sie is Brut aus Kleien buk,
wie Jeder sat: „Ock das no vullt?“
und doch nich Eener helfen wullt —:
Das kan se no su eegen sehn,
as wärsch'r heute gle geschehn...
Se hoot's verwunden pe-a-pe —
se fürcht, se wünscht, se hufft nischt meh.
De Welt mag uf'm Kuppe stiehn,
se lebt für sich alleene hien.
Se klat nich, flennt nich, lacht nich gruß —
se isst und trinkt und spricht ock blus:
„Ma muß wie fruh sein — Got, ach Got!
Wenn daß ma ock is Leben hoot!“

Philo vom Walde.

Weißer Tod.

Hoch oben am Wegrand lagen die Hölzer. Sie waren hochgeschichtet und tief verschneit, und die beiden Jungen waren noch im Tagesdämmer sicher hingelangt. Aber das waren nun schon viele Stunden — und Stunde um Stunde war verronnen, ohne daß ein bekannteres Blicken außer in die sinnlose Flocken- und Schemenjagd — die neu aufgewacht — über die Halden und Gründe gekommen war. Wie die beiden das Holz aufluden, badeten sie im Schnee und kamen nicht rasch vorwärts. Zuerst hatte Martin gelacht, weil auch der Sturm dazu sein Lied gepfiffen. Er war wie der Vater — ein frischer Kerl, dem nicht bange wurde. Und es war ihnen auch wirklich gelungen, Holzscheite zu laden und dann, trotz Wirbel

und Lüftedrang, aufs Tal loszufahren. Aber an ein Selbstgleiten des Schlittens war vom ersten Augenblick an gar nicht zu denken gewesen. Sie hatten hart anziehen müssen — und schwere Arbeit tun, auch nur hundert Schritt weiter zu kommen. Martin hatte immer noch gelacht. Aber die Sache war bald nicht mehr lächerlich. Der Sturm hatte seine Stimme mit neuer Gewalt aufgehoben. Es waren wilde Stöße gekommen, die dicke Flocken in wirblicher Jagd umfegten, die ganze Gegend in sinnloses Wesen hüllten und nur noch selten und immer seltener einen freien Blick in den Grund zugelassen, nur unaufhörlich tanzende Luftgestalten eine um die andere die Höhe hinabgewirbelt und bald alles wie in Nacht verschlossen hatten. Max, der längst vom ziellosen Stapfen und ewigen Einsinken ratlos und müde geworden, nicht mehr recht vor- und rückwärts konnte, und dem es auch den Atem benahm, hatte da plötzlich zu weinen angefangen.

„Glenn ock nee,“ sagte Martin beruhigend, der längst schwitzte und klapperte, aber noch immer nicht den Mut sinken ließ. „O Jeses, Jeses, ma' siehst ju nischt,“ weinte Max und hatte die Deichselstange des Schlittens losgelassen, der tief im Schnee steckte und nicht mehr zu bewegen war. Martin schlug die Hände in seinen Fausthandschuhen zusammen, weil die Kälte ihm in die Finger und Zehen biß. Heulend umpfiff es sie, kam sinnlos heran und brachte die Nacht wie im Zuge. Martin überlegte. „Mir missen vürwärts,“ sagte er hastig, weil auch an ein Laternenanzünden gar nicht zu denken war. „Mir kummen au' vürwärts,“ sagte er jetzt auch freudig, wie plötzlich das Licht aus der Baude unter ihnen im Grunde aus dem Dunkel einen Augenblick zu leuchten begann. Sie hatten es beide aufblinken sehen und sofort neu angezogen. Nun ging es eine Weile dem Scheine zu. Am Himmel blinkten jetzt auch einige Sterne in tausenden Flockennebeln auf und schossen vorüber, als wenn sie sich jagten. Die Welt war einen Augenblick nachtdämmerig geworden, und sie sahen, wohin sie fuhren.

„Zieh ock feste, Maxla, mir missen vürwärts, 's is ju ganz richtig hie — hie sein ju au de Stangen, hahaha!“ Die beiden mutigen Jungen mußten an den Gurtbändern ziehen, wie Pferde in schwerem Geschirr. Aber sie kamen an kein Ziel. Denn die Stürme haben kein Herz wie Liebende und wie Vater und Mutter und wußten nichts, daß die beiden rüstigen Gebirgskinder oben am Hange im Schnee wateten und heim mußten. Die Flocken fielen längst wieder ohne Sinn und Liebe, nur totentstumm und schießend, und wußten nicht, daß Vater Rübener nicht daheim war, Fleisch und Blut, das ihm liebend zugehörte, zu retten aus

Schleien II



Deutscher Hort

Alfred Rickardt, Blick auf den Kamm

Todesnot. Und es kamen neue Nebelgestalten, die hinflatterten wie in riesigen Grabestüchern — über Kamm und Schlucht, die noch mehr einhüllten als nur so ein warmes Strahlenlicht aus der winkenden, wohligen Heimstätte am Hange oder eine winzige Stimme aus der heißen Kinderbrust — die beide nur wie Mücken waren in dieser weiten Mäntel kleinster Falte. Jetzt hörte man Kinderstimmen, zuerst ein einziges kleines Weinen und Wimmern. Es klang gleich ganz hoffnungslos. Kein Auge, das offen war, sah noch in solcher Welt. Kein Ohr, das gespannt lauschte, hörte andres als die Sturmlawinen, die zu Tale stürzten. Es war längst wieder die wilde Nachtjagd der Wintergebirge, die aufgeweckt war, und das Kinderwimmern war kaum stark genug, auch nur die Flocken mit seinem Hauche zu rühren, die in den Mund flogen und in den Hals. Beide Kinder hatten lange fortgezogen — und standen immer nur in tiefster Finsternis. Sie hatten hierhin und dorthin versucht, während die Stürme schon durch Wams und Stiefeln griffen, daß es sie stach. Aber sie waren nur in zielloser Runde herumgeirrt. Dann waren sie endlich stehen geblieben, weil sie bis an den Leib im Schnee steckten. Sie hatten noch immer die Deichselstange in Händen. Aber die Hände waren angefroren, und die Kälte machte sie schauern.

„Vater! Vater! mein Gott! Jeses!“ hatte jetzt plötzlich Martin auch zu rufen versucht. Sie sahen sich jetzt nicht mehr, nur wenn der Älteste dem Jüngsten ins Gesicht griff — fühlten sie sich. „Jeses, Jeses! wu sein mir denn hie?“ Martin überkam jetzt plötzlich auch eine Angst wie zum Herzbrechen, daß ihm der Schweiß neu ausbrach. Er hörte nun das Wimmern Magens, das der Sturm grell zerriß und in den Grund fegte. Er begann laut zu rufen: „Vater! Vater! — ach lieber Vater!“ Erst noch zögernd, dann immer herzhafter und lauter. „Vater! mein Gott! — Vater! O Jeses nee — hie — hie uba! — hiert ock! — hie uba!“ Der Kleine hatte längst die Deichsel losgelassen. Und er schrie jetzt auch lauter und flehte in die Stürme — und huschte sich wie vor bösen Geistern, wenn die Schneewehen im Tiefsdunkel herandrängten und flatterten. Kein Stern kam mehr. Kein Leuchten aus der Tiefe winkte mehr vom Grunde.

„Magla, bis ock geduldig. Nee, — mir wer'n schon heemkumma, bis ock geduldig, hie stell'n mir uns an Weile hinger die Schneewand,“ sagte Martin, den die Jammerlaute des Kleinen in der Seele quälten und der sich immer noch wieder ermannte und Hoffnung fand. Dann versuchten sie wieder, vorwärts zu kommen. „Wu mir ock hiegeraten sein,“ sagte Martin frisch.

„Vater, Vater — nee Vater,“ entrang es sich dann wieder klagend seiner Kehle. Laut und eindringlich, und dann war auch bei ihm kein Halten mehr. Und sie schrien in die Sturmklänge nach Hilfe und saßen tief in weichen Schneemassen — sahen und hörten das Heulen aus Nacht-tiefen und aus der finster drohenden Flockenjagd. — Stunden waren ver-gangen. Sie hatten sich lange stumm umschlungen gehalten und ver-suchten, wieder fortzustapfen. Es war ein unbarmherziges Irreführen mit Schein und Laut manchmal, weil ihnen die Pulse in den Schläfen schlügen und in den Ohren sinnloses Auf- und Abwogen sie erfüllte, heller Schein vor ihnen und hinter ihnen aus Sturmnacht sie nun narrete und bekannte Rufe sich formten in der verzweifelten Seelen-angst. Oh, die lieben, munteren Jungen in Nacht und Schnee hoffnungs-los begraben. Das Schreien war erstorben, das Weinen erfroren im Auge, und die Gesichter hingen voll Schnee und Eis. Die Kleider waren starr, vom Schweiß gebadet und dann hart geworden wie Bretter. Sie hatten sich in den Schutz einer Schneewehe gesetzt, ohne es zu merken, daß sie den Holzstoß zufällig wieder gefunden. Nur dann und wann murmelte eins einen Laut. Dann wurden sie wieder neu aufgestachelt von dem schneidenden Erstarren, das bis zum Herzen kroch — daß sie zum Leben neu zu flehen und zu rufen begannen. Sie hatten sich ganz umfaßt, wie zweie, die sich halten und küssen. Sie brachten die Mäuler nahe aneinander, um das Warme zu fühlen. Dann schrie Martin allein, weil der Kleine längst matt und erstarrt war. Er schrie unheimlich — und mit rätsselfremder Totenstimme — ganz einzeln jedes Wort — und eindringlich — und manchmal mutig noch wie ein Jugendton: „Hie uben — sein Rubenerisch Jungen — ein Schnie — versunka —! Vater! — Vater! — hie — uben — stecka de Rubener Jungen — ein Schnie —.“ So schrie Martin, sich noch einmal aufraffend, mit fremder, hoffnungs-leerer Totenstimme — noch einmal — noch einmal. Alles zerflatterte. Dunkel und Einsamkeit und Eiseskälte und Sturm und tausend johlende Stimmen — ohne Sinn — antworteten um sie ohne Erbarmen.

Carl Hauptmann.

Vom Schatz an der Bernsteinstraße.

Im voraus sei es gesagt: der Weg, von dem diese Geschichte erzählt, war nicht eine Straße, wie wir sie kennen. Sein Name deutet nur eine Richtung an, die Richtung, die in den ersten Jahrhunderten nach Christus kühne Römer einschlugen, wenn sie von der Donau her nach der Ostsee-küste drangen, um das hochgeschätzte Edelharz, den Bernstein, einzu-

handeln. Durch die Mährische Pforte kamen diese Fremdlinge in die wohlbesiedelte Landschaft an den linken Zuflüssen der oberen Oder, durchquerten vielleicht dort, wo heut Oppeln oder Krappitz liegt, den sommerlich seichten Strom und steuerten alsdann auf Pfaden, wie sie noch heut durch die Urwälder Afrikas führen, nach Norden.

Ein solcher Händler zog einst durch das schlesische Land seiner Heimat zu.

Unverdrossen durchfurcht der Rappe die blühende Heide. Das beladene Maultier trottet hinterdrein. Ein zweiter Reiter, des Römers jüngerer Gefährte, beschließt den Zug.

Acht Tagereisen haben die Fremdlinge ins Gebiet der Weide ge-bracht. Lange schon liegt das träge Gewässer hinter ihnen, und auf-merksam schaut der Führer über das dunstige Land nach dem Gewölk, das gegen die stechende Augustsonne heraufzieht. Forschend taucht des Mannes Blick in die gleißenden Wolkenmassen, als suchte er darin die Mövenschwärme und Reiherflüge, die den ersehnten Strom verkünden.

„Der Fluß ist noch weit, und wir werden wieder Regen haben!“ ruft der Römer dem Gefährten zu. „Wenn nur die Furt noch gang-bar ist!“

„Beim Jupiter!“ erwidert der andere, „den Göttern will ich es danken, wenn wir aus diesem rauhen Lande hinaus sein werden. Vor sechs Tagen war es, als der Sklave starb, und noch blieb seitdem kein Tag ohne Regen. Romas Winter ist mir lieber als solch ein Sommer!“

Schneller treiben die Reiter ihre Tiere vorwärts. Durch wirre Büsche zwingt sich der Pfad, und während der zähe Boden die Hufe hemmt, peitschen zurückschnellende Zweige von neuem an. Dann geht es in die Schatten mächtiger Erlen und Eichen, deren starke Wurzeln sich trotzig in den Weg legen. Schon leuchtet durch das Laub wieder die offene Heide, da fährt etwas rauschend und brausend zwischen den Stämmen auf. Eine klumpige, schwarze Masse tost heran, aufgestörte Wildschweine sind es. Erschreckt bäumt sich der Rappe. Er strauchelt, stürzt und schlägt mit seinem Reiter gegen einen knorrigen Stamm.

Als der Gefährte es versucht, dem Rosse aufzuhelfen, erkennt er, daß des Tieres Fuß gebrochen ist. Schlimmeres noch zeigt sich, als der vom Sturze Betäubte unter den sorglichen Händen des Gefährten wieder zu sich kommt. Er vermag sich nicht aufzurichten. Jede Bewegung wird ihm zur Qual. Aus den helfenden Armen zwingt ihn der Schmerz wieder zur Erde. Da sieht der andere mit Schrecken, daß es unmöglich sein wird, den Unglücklichen auch nur eine Strecke weit mitzuschleppen.

So finster und drohend wie in diesem Augenblicke ist der Wald Germaniens den beiden Fremdlingen noch nie erschienen.

„Es ist kein Glück bei dieser Fahrt!“ klagt der Jüngere.

„Verlaß mich nicht!“ fleht der Mann am Boden.

„Nein. Aber ich will Hilfe suchen! Das Land vor dem Strome ist bewohnt!“ lautet die tröstende Antwort.

Wo draußen vor dem Walde das Land zu niederen Hügeln anschwillt, hält der Fremdling Ausschau. In dünnen Wölkchen an einem fernen, blauen Waldsaume läßt ihn die Hoffnung den Herdrauch eines germanischen Blockhauses sehen. Freudig bringt er die Nachricht dem harrenden Gefährten.

In diesem aber hat die Furcht vor dem Verlassenwerden das Mißtrauen geweckt. Wird der andere nicht mit all dem Reichtum allein weiterziehen?

„Bringe mich an einen geschützteren Ort!“ bittet er. „Und nimm dem Tiere die Beutel mit dem Bernstein ab! Auch von dem, was die anderen tragen, laß das Beste bei mir! Du kennst des Landes Sitte zu wenig ... Zuviel des Gutes könnte dir Gefahr bringen!“

Ins Heidekraut zwischen dunkle Wacholder am Abhange eines Hügels bettet der Jüngere den vor Schmerz vergehenden Mann. Neben ihm wühlt er das edle Harz und manches metallene Schmuckstück in den Sand. Dann reitet er hinaus, und das Maultier trottet hinter ihm drein.

Aber das Unwetter, das schon stundenlang im Südosten lag, überfällt den einsamen Reiter. Als dieser endlich das Gebüsch, in dem er Schutz suchte, verläßt, schleicht schon die Dämmerung über die Heide.

Und in der Heide lauert hinter seinen Nebelnehen der Sumpf. Die Dämmerung lockt den Einsamen in die trügerischen Gewebe. Da gibt es kein Entweichen und kein Erbarmen, und der Sumpf verschlingt Tiere und Reiter ...

Des anderen Tages starb der verlassene Mann am Hügel in der Fieberglut. Waldtiere sorgten ihn ein. Wind und Wetter begruben seine Gebeine.

Um den Schatz aber legten die Wacholder ihre Wurzeln wie gierige Finger.

Jahre vergingen. Dürr und morsch wurden die Schatzhüter. Neue erstanden und immer neue und neue, und Jahrhunderte schwanden, bis endlich ein blitzendes Eisen den Schatz aus dem Sandhügel befreite und ihn der Menschenhand zurückgab.

Richard Müller.

Wo ein Fürstenkind schlief.

Ein Mägdlein war es, von dem eine Sandgrube auf den Sacrauer Feldern (zwischen Breslau und Ols) wunderfame Kunde gab, ein Fürstenkind aus dem germanischen Stamme der Vandalen, die einst in Schlesien saßen und von den Wogen der Völkerwanderung bis nach Nordafrika getragen wurden und dort 429 n. Chr. ein Reich gründeten, das nicht viel mehr als hundert Jahre später kläglich zugrunde ging.

Wohl hundert Jahre, ehe die Vandalen ihre Heimat aufgaben, muß jenes Fürstenkind der schlesischen Erde anvertraut worden sein. (Eine Goldmünze verriet das.) Als man anderthalb Jahrtausende später, es war im Jahre 1887, die Sandhülle, die das Mägdlein deckte, aufhob, war freilich von dem Germanenkinde nichts mehr vorhanden als ein Zähnechen. Alles andere hatte Mutter Erde wieder zu sich genommen. Aber man sah noch die feinen Halsringe, die einst unter dem blonden Haare der jungen Vandalin geschimmert hatten, und den Reif, der ihre Finger schmückte. Man fand des Mädchens Eßgerät und die köstliche, bunte, gläserne Schale, aus der frische Lippen so manches Mal rote Waldbeeren und wilden Honig gegessen haben mögen. Man fand auch die zerfallenen Reste des Kästchens, in das einst leuchtende blaue Augen schauten, um den darin bewahrten glänzenden Tand zu bewundern.

Aber die Sacrauer Sandgrube barg noch mehr der wundersamen Dinge. Bunte Perlen und Bernsteinzier, Reste von Goldketten und anderem Geschmeide, farbige Gläser, edles Gerät und römische Münzen, das alles bewahrten nicht weit von des Mädchens Schlafstätte die Gräber eines Mannes und einer Frau. Und eben der Reichtum dieses Sacrauer Fundes, den heut das schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer birgt, spricht für den fürstlichen Stand der Bestatteten. Die Münzen aber und die Art und Zier der gefundenen Gegenstände erzählen vom Verkehr der schlesischen Vandalen mit dem großen Römerreiche, vielleicht auch von Verbindungen mit Stammesgenossen, die Abenteuerlust frühzeitig in die reiche Ferne trieb.

Doch die Stätte, wo der Frühling die Feldblumen mehr als fünfzehnhundertmal über dem dahingeshiedenen Fürstenkinde erblühen ließ, weiß noch ganz anderes zu sagen. Slawenland wurde diese Stätte samt dem ganzen schlesischen Lande. Slawenland, glaubten die Slawen, sei es immer gewesen. Ruhete da nicht das deutsche Fürstenkind in der heimatischen Erde als ein Zeugnis und Zeichen, daß die schlesische Scholle schon einmal deutsch war, ehe sie dem Deutschtum zurückgewonnen wurde?

Und weiter: Entschlief nicht mit jenem Fürstenkinde auch die deutsche Sprache in Schlesien gleich einem Dornröschen? Wohl, Dornröschen schlief. Aber es atmete doch, leise, leise, bis seine Stimme wieder erklang.

Und die deutsche Sprache verging im Schlesierteile. Aber wie ein leiser, gleichmäßiger Atemton erhielt sich durch die Jahrhunderte der slawischen Zeit doch etwas von deutschem Klange. Siling, Slenjane, Schlesi! ... Silinge nannten sich jene Dandalen, die im Oderlande wohnten. Von einem nach dem großen Auszuge in der Gegend des Zobtenberges zurückgebliebenen Reste dieser Silinge wurde der Name wohl weitergegeben. Er erklang aus dem Slawenmunde in Slenz, dem slawischen Namen des Zobtens, und in Slenjane, der Bezeichnung des Gauses an der Slenja, der Lohe. Der Name wandelte sich zu Schlesien, als im Oderlande deutsche Worte wieder weit und breit verstanden wurden. Silingenland, Slenjane, Schlesi! ... Dornröschen-Deutschtum schlummerte; aber sein Odem erlosch nicht in dem Lande, in dem das Fürstenkind schlief.

Richard Müller.

Wie es im slawischen Schlesien aussah.

Schlesien war um das Jahr 1200 nicht stark bevölkert und arm an Arbeitskraft. Nicht nur die Höhen der Riesenberge, sondern auch das Flachland der Oder waren noch mit dichtem Walde bedeckt. Von dem befestigten Grenzwalde, der Presjeka, welche die ganze Landschaft umsäumte, dehnten sich meilenweit wüste Heiden. In den Waldsümpfen hatten zahlreiche Herden von Wildschweinen ihr Lager, am Rande der Heide steckte der braune Bär seine Schnauze in die hohlen Baumstämme und suchte den wilden Honig, und die Kieferäste auf der Heide zerriß das Elen mit seinem unförmigen Geweih; an den Flüssen aber baute zahlreich der Biber, und um die Teiche schwebte der Fischadler und über ihm der edle Jagdfalke. Biber und Falke waren den Fürsten zuweilen teurer als ihre Leibeigenen, und mit Scheu sah der Kmete aus seiner elenden Hütte auf die Herren des Wassers und der Luft, für deren Bau und Nest er selbst und seine Nachbarschaft stehn mußte bei schwerer Strafe.

Die polnischen Städte waren gewöhnlich einer Burg angebaut und nur mit einem Graben und Palisadenzaun umgeben. Auch in den polnischen Städten war der größte Teil der Bewohner nach polnischem Recht unfrei. Dort hausten im Schutze der Burgen auch wohl Gutsbesitzer und Vornehme der Umgegend. Zwischen den Leibeigenen Handwerkern siedelten mehr Freie, auch freie Kaufleute, die oft schon Deutsche

waren. Wenn ein Feind nahte, flohen die Bauern vom Lande hinter den Graben der Stadt. In ruhiger Zeit aber wurden dort die Märkte abgehalten. Bis gegen Ende des 12. Jahrhunderts zahlte der Käufer bisweilen wie in Polen statt mit Gelde mit den Schwänzen der Marder und den Fellen der Eichhörnchen; aber schon waren schlesische Bergwerke eröffnet, etwas Silber und Kupfer wurde gewonnen. Der Bergbau, das Recht der Herzöge, wurde durch Deutsche betrieben. Auch Münzstätten waren errichtet an allen größeren Markorten. Wie in Polen wurde das Goldblech jährlich, ja an jedem Jahrmarkt verändert und schnell umgeschlagen. Und schon bezogen die Fürsten einige Einkünfte vom Markt-zoll, von der Fleischbank und der Schenke. Aber diese Markorte und die Dörfer herum waren deutschen Städten und Dorfgemeinden in nichts ähnlich als etwa in äußerem Aussehen. Denn hinter Graben und Pfahlwerk sah keine freie Bürgerschaft, die das Recht hatte, sich selbst zu regieren, ihren Mitgliedern Recht zu sprechen und gegen fremde Gewalt Recht zu schaffen.

Ein solches Land beherrschten die fürstlichen Familien der Piasten. Auch in ihren Häusern konnte ein Gegensatz auffallen. Die Piasten Oberschlesiens schlossen sich enger an Polen und erhielten sich und ihr Land mehr in slawischem Wesen, so daß dort Reste der slawischen Bevölkerung bis in die Gegenwart dauern. Um so lieber lehnten sich die Herren des größeren Niederschlesiens an den deutschen Westen. Seit lange war ihre Politik, deutsche Fürstentöchter zu heiraten; der Einfluß der Frauen brachte deutsche Sitte an den Hof. Eifrig erhielt man die Verbindung mit den deutschen Verwandten; die polnischen Fürstenkinder reisten in deutschen Ländern, wurden oft in Deutschland versorgt. Schon im Anfange des 13. Jahrhunderts hat das Haus der Piasten Familienverbindungen, Einfluß und Ansehen durch ganz Deutschland. Die Herzöge suchten bei ihren Verwandten im Westen die Umgürtung mit dem Ritterschwert nach und kleiden ihr Gesinde in die Farben ihrer Schwertpaten. Sie selbst schlugen ihre Adligen mit dem geraden deutschen Schwerte, nicht mit dem krummen Slawensäbel zu Ritttern. Die Fräulein am Hofe fordern vom Spielmanne deutsche Tanzreigen, und die zierlichen deutschen Minnelieder werden von ihnen bewundert. Kein Geringerer als der mächtige Herzog Heinrich IV. von Breslau (1270 bis 1290), dessen prächtiges Grabmal noch heute die Breslauer Kreuzkirche ziert, der Enkel des großen Mongolenkämpfers, eröffnet als Minnesänger die deutsche Dichtung Schlesiens.

Gustav Srentag.

Schlesische Ortsnamen.

Es ist ein gut Stück Geschichte, das unsere schlesischen Ortsnamen auf ihrem Rücken tragen. Sie recht zu deuten, ist nicht immer leicht und einfach, zumal hier bei uns, wo sich verschiedene Sprachen vielfach mischten. Das Volk freilich wird bald fertig mit ihnen. Seine rege Einbildungskraft spielt mit ihnen, dreht und wendet sie, leiht dem Fremdling eigene Formen, bis das fremde Wort als guter alter Bekannter am Herde Hausrecht gewonnen hat. Seine fremde Herkunft wird oft umspinnen von den Gold- und Silberfäden der geschäftigen Frau Sage, die auch dem kleinen Kinde schon so verständlich und wunderbar zu erzählen weiß. So hat sich das Volk auch den Namen Scheitnig anmutig gedeutet. Eine junge Ritterfrau soll hier einst den nach dem heiligen Lande begehrenden Gemahl unter heißen Tränen gebeten haben: „Scheid' nicht!“ Mit herzlichem Anteil am Geschick der Liebenden hat das Volk ausgemalt, wie die beiden Ehegatten schließlich doch beieinander bleiben. Das ist hübsch zu lesen. Der wahre Ursprung des Namens Scheitnig ist freilich ein anderer. Aber was er uns zu erzählen weiß, ist nicht weniger anziehend. Szczytniki lautet die slawische Grundform des alten Dorfnamens, der urkundlich 1254 zum erstenmal erwähnt wird, und das heißt deutsch: Schildmacherdorf. Hörige der waffenfrohen Herzöge von Breslau saßen also hier inmitten mächtiger Waldungen, die damals die Oderniederung weithin füllten.

Noch floß damals der Strom im Bette des heutigen Schwarzwassers, und das ärmliche Dorf lag also auf dem linken Oderufer. Dürftige Sumpfwiesen nährten mageres Vieh; aber Fische gab es in den wasserreichen Gewässern genug, und genug Arbeit auch im Dienste der fehdelustigen Herren von Breslau. Altes Waldesrauschen klingt uns aus zahllosen schlesischen Ortsnamen entgegen. So aus dem Namen des ehemaligen Dörfleins Gabitz, dem Sitze der gajowy, der Förster. Wie bieder und deutsch sieht der Name der schönen Breslauer Villenvorstadt Kleinburg aus! Ein Fremdling ist er, dessen slawischer Taufname Borek lautet und „Wäldchen“ besagt. Dasselbe Borek finden wir in Borkau bei Glogau, in Bohra bei Lauban, in Bohrau bei Strehlen. Wie der Wald ausah, wie sein Untergrund beschaffen war, was für Bäume, Sträucher, Nahrungspflanzen in ihm wuchsen, das alles berichten uns die alten slawischen Ortsnamen und anderes mehr: noch heulte um die Dörfer der Wolf (wilk; Wilkau), noch trottete durch die Wälder der Bär (bar; Barsdorf), noch horstete hier der Adler (orzal; Orlowitz).

Durch Schlesiens Urwälder erscholl damals noch das dumpfe Brüllen des Urs (tur; Turawa) und des Büffels (bawol; Wammelwitz). Orte wie Bobernig gemahnen an den geschäftigen bobr, den Biber, und seinen Fang.

Als Leibeigene ihres Herrn saßen die Slawen in ihren Dörfern und hatten alle möglichen harten Frondienste zu leisten. Besser gestellt waren die halbfreien Hörigen. Sie übten meist ein bestimmtes Handwerk aus. Nach Dörfern gesondert, versorgten sie den Herrn mit den notwendigen Bedürfnissen. Die Ortsnamen sagen uns, was man für Dienste verlangte. Da gab es Fuchsjägerdörfer (Lischek, Liskowitz), Falknerdörfer (Sokolnik, Zuckelnig), Dörfer der Schmiede (Kawallen), Dörfer der Zimmerleute (Zessel), der Jäger (Strehlitz), der Weber (Koberwitz), Dörfer, in denen die Hörigen der Geistlichen, der Popen, saßen (Pöpelwitz), Wächterorte (Striegau). Zahlreiche Orte in Schlesien enden auf -au. Vielfach steckt in ihnen nicht das deutsche „Aue“, sondern die slawische Endung -ow, die den Besitz andeutet. So ist Bentkau bei Trebnitz das Dorf des Benedikt, Breslau die Gründung des Wratislaw. Am häufigsten sind die Ortsnamen auf -witz, die auf slawisches -wice, wce, wica zurückgehn. Diese Endung besagt die Abkunft oder Zugehörigkeit. Jannowitz ist also das Dorf der Janowici, der Nachkommen des Jan.

Die wichtigsten Siedelungen aus slawischer Zeit stellen jene Landesburgen dar, von denen aus den Burggrafen die Verwaltung des unterstellten Landes oblag. In ihnen fanden die Einwohner Schutz in schwerer Kriegsgefahr, wie etwa im Mongolensturme. Ihre Namen verdanken sie den verschiedensten Umständen. Breslau, das als Wrotisla im Jahre 1000 zum erstenmal urkundlich auftaucht, trägt seinen Namen wohl nach Herzog Wratislaw I. von Böhmen (um 900). In Anlehnung an diese Burgen entwickelten sich später eine Reihe wichtiger schlesischer Städte, wie Liegnitz, der „Sumpflatz“, Glogau, die „Weißdornstadt“, Sagan, der „Brandfleck“ (durch Brand ausgerodet!), Schweidnitz, „der Hornstrauch“, Hartriegelplatz“, Bunzlau, die Stadt des Boleslaw (Boleslaw I., der Lange, um 1200). Nimptsch, „die Stadt der Deutschen“, das kleine Wartha, „die Schanze, das Wächthaus“, und das Städtchen Militsch, „der Lieblingsort“, gehören mit zu diesen ältesten Kastellaneien. Wie einfach diese Burganlagen gewesen sein müssen, sagt uns der Name Glaz, in dem wir das slawische kloda, der Baumstamm, wiederfinden. Glaz heißt also Holzburg. In einer ganzen Reihe schlesischer Ortsnamen wie Grottkau, Grödiß u. ä. verbirgt sich das slawische „grad“, „grad“, „gorod“, das

tschechische „hrad“, die Umwallung, die Burg. Nowgorod, Belgrad, der Hradschin, das deutsche Stargard sind also alles Namensverwandte jener schlesischen Orte. Ja, alle sind urverwandt mit unserem deutschen Garten; denn dieses Wort bezeichnet ursprünglich den umfriedeten Platz, das Gehege.

So zahlreich auch die slawischen Siedlungen waren, klein, ärmlich waren sie; sie ertranken in dem weiten, grünen Meere der Wälder, in den weiten Sümpfen, die sie auf allen Seiten erstickten. Wo der unfreie, unwissende, träge Slawe versagte, da griff der zähe, schaffensfrohe, rastlos tätige deutsche Bauer ein, der diesen Urwaldboden in jahrhundertelanger mühevoller Arbeit in fruchtbares Ackerland wandelte. Besonders die Gebirge mit ihrem undurchdringlichen Grenzwalde wurden erst durch deutsche Beihiebe der Siedelung gewonnen. Dieses von den Slawen gemiedene Gebiet hat deshalb auch fast nur deutsche Ortsnamen. Von Norden und von Süden krochen die deutschen Dörfer das Gebirge hinan. Die Sudetenländer waren lange vor der Völkerwanderung schon germanischer Besitz und sind selbst während der großen Wanderbewegung niemals gänzlich von den Germanen geräumt worden. So fanden also auch die von dem Herzogsgeschlecht der Przemysliden nach Böhmen gerufenen deutschen Siedler hier uraltes germanisches Erbe vor, das ihr Fleiß zu neuer Blüte brachte. Deutsch ist das Sudetenland bis tief in den böhmischen Kessel hinein. Von deutscher Kulturarbeit erzählen uns in Schlesien die zahllosen schmucken Dörfer auf -walde, -wald, -hain, -rode, -heide, -hau, wo den nach Ostland Fahrenden neue Heimat werden sollte. Wert und schön fanden sie die neue Heimat, und so nannten sie ihre Siedlungen Reichenbach, Reichtal, Schönwald, Schönbrunn, Blumenau, Rosen und ähnlich. Dankbar übertrugen die Siedler auf ihre Dörfer wohl auch den Namen des Lokators, des Mannes, unter dessen Führung sie hergezogen waren und ihr Gemeinwesen eingerichtet hatten. Eine Fülle wertvollen alten Namensgutes bergen jene Ortsnamen, die den Namen des Gründers tragen. Längst schlafen sie in der von ihnen dem Deutschtum gewonnenen Erde jene Algar (Allgersdorf), Baldwin (Baldensruh), Bernhard (Berndorf), Burkhart (Burkersdorf), Dietrich (Dietersdorf, Dittersbach), Herdegen (Herdain), Markwart (Margsdorf), Lüdeger (Leifersersdorf), Reinhard (Reinerz), Siegfried (Seifersdorf, Sendorf), Volker (Volkersdorf), Wittekind (Wittgenau, Wittgendorf), Wolfram (Wolfersdorf) und viele, viele andere. Altes deutsches Heldenleben rauscht mit diesen Namen herauf. Und kündet von jenen deutschen Gründern und ihren wackren Bauern kein Lied, kein Heldenbuch, noch stehn ihre Siede-



Mit Genehmigung von Werkmeisters Kunstverlag, Berlin C. 2

Paul Aust, Agnetendorf im Riesengebirge

lungen und berichten uns, den späten Enkeln, von einem Heldentum der Arbeit, das, wenn es sich auch stiller, prunkloser gab, doch nicht weniger groß ist als jenes, von dem die Heldensage singt. Ohne diese Männer und ihr Tun säßen wir heut in Schlesien nicht auf deutschem Grunde. Ihre Arbeit war Arbeit an kommenden Geschlechtern. Das sei eine Mahnung für uns.

W. D o h n.

Schlesisches Gold.

Als Hoffmann von Fallersleben im Mai 1861 in Oberschlesien weilte, berichtete er an seine Schwägerin Alwine Berg: „Ich habe eine neue Welt kennengelernt, das deutsche Kalifornien, das zwar kein Gold, aber Eisen, Zink und Kohle in Menge gibt.“ Als der Dichter diese Worte niederschrieb, hat er wohl nicht daran gedacht, daß zwar nicht Oberschlesien, wohl aber Mittel- und Niederschlesien sich wirklich zweier Goldfundstätten rühmen können. Ich glaube, es gibt sogar Schlesier, die das nicht wissen. Und doch müßte einen schon der Name „Goldberg“ stutzig machen. Tatsächlich führt die alte Kätzbachstadt ihren Namen nicht zu Unrecht; von 1190 bis 1370 grub man hier eifrig nach dem kostbaren Goldmetall. Noch älter ist wahrscheinlich der Goldbergbau des etwas westlicher am Bober liegenden Löwenberg. Nach allerdings nur unverbürgten alten Nachrichten soll er hier bereits im elften Jahrhundert eingesetzt haben. Die Ausbeutung der Goldberger Lager durch deutsche Goldwäscher begann, wie schon oben kurz erwähnt, um 1190. Der Name des Dorfes Kopatsch — ein slawisches Wort, das „Gräber“ bedeutet — scheint jedoch darauf hinzuweisen, daß schon vor der Einwanderung der Deutschen die slawische Bevölkerung Gold im Tagbau förderte. Die Löwenberg-Goldberger Gegend war das Gebiet, in dem sich unter Heinrich I. (1201—1238) die ersten deutschen Ansiedler in Schlesien niederließen.

Die Blüte des Bergbaues ist für die Zeit von 1200—1230 anzusetzen. Im Jahre 1212 soll man wöchentlich 150 Pfund erbeutet haben. An der Tatarenschlacht bei Wahlstatt (1241) sollen nicht weniger als 600 Goldberger Bergknappen teilgenommen haben. Sie fielen oder wurden gefangen nach Asien verschleppt. Man will sogar in Sibirien bergbautreibende Nachkommen von ihnen gefunden haben. — Allmählich erschöpften sich jedoch die Lager, und wahrscheinlich um 1370 wurden die letzten Baue aufgegeben. Die geschäftige Sage flocht gleich ein Märlein um dies Ereignis: Weil die Goldberger einen Priester erschlagen hätten, deshalb versiegt das Gold. In den Nikolaiberg, auf dem der Goldberger Friedhof



liegt, führt vom Mühlgraben, einem Nebenarm der Kaczbach, her ein verfallener Stollen. Und so flüstert sich noch heut das Volk geheimnisvoll zu: „In Goldberg liegen die Toten im Golde.“ —

Der Name der mittelschlesischen Goldfundstätte wurde bereits genannt: Reichenstein. Auch dieser Name ist schon ein Hinweis auf die verborgenen Schätze. Auch hier begann schon im 12. Jahrhundert der Bergbau. In der höchsten Blüte steht die Stadt aber gegen Ende des 16. Jahrhunderts. In eigener Münze prägte sie da mehr als 20 000 Dukaten jährlich. Aber dann stürzte der wichtigste Schacht, der „Goldene Esel“, ein und verschüttet neunzig Bergleute. Von da an geht es zurück. — Die umständlichen Methoden der Goldgewinnung versagten dem immer ärmer werdenden Gestein gegenüber schließlich, und so ging man zum Arsenbergbau über. Durch die hoch entwickelte Kunst des modernen Chemikers fand man unterdes ein neues Verfahren, auch die letzten Goldflitterchen dem geizenden Gestein abzutrotzen. Sechzig bis achtzig Kilogramm Gold werden seitdem jährlich gewonnen. Von alters her war es übrigens Brauch der Hohenzollernfamilie, ihre Trauringe aus Reichensteiner Gold herstellen zu lassen, worauf die Reichensteiner natürlich nicht wenig stolz waren.

Goldgräber waren auch die ersten eigentlichen Kolonisten des Riesengebirges. Im sechzehnten Jahrhundert erschienen italienische Bergleute im Reiche Rübezahls und wollten dessen Schätze entdecken. „Walen“ oder „Venediger“ nannte sie das Volk. Noch heut mahnt die Redensart von den „reisenden Bengtinern“ an sie. Auf ihre Tätigkeit deuten auch noch eine große Menge verfallener Stollen und Schächte, viele Halden und die „Walenzeichen“, die sie an Felsgruppen anbrachten. Auch sind uns noch Walenbüchlein erhalten voll geheimnisvoller Angaben über Fundorte von Erzen und Gestein. Manche Flurnamen erinnern gleichfalls noch an jene vergangene abenteuerliche Zeit, so das Goldloch zwischen Herdberg und Kynast. Und Ortsnamen wie Steinseiffen und Querseiffen besagen, daß man hier Gold aus dem Sande der Gewässer „ausgeseift“, das heißt ausgewaschen hat.

Jörg Baeker.

Schlesiens Handelsverkehr im Mittelalter.

Mit der deutschen Kolonisation Schlesiens beginnt auch für das Wirtschaftsleben unserer Heimat ein neuer wichtiger Abschnitt. Ursprünglich nur auf das umliegende Land als Absatzgebiet angewiesen, greifen die emporblühenden deutschen Städte bald über die Grenzen der engeren

Heimat hinaus, und im 14. Jahrhundert hat Schlesien regen Anteil am Welthandelsverkehr gewonnen. Dabei kam ihm seine außerordentlich günstige Durchgangslage zustatten, die ihm die Mittlerrolle zwischen dem unentwickelten Osten und dem hochentwickelten Westen anwies. Die Fäden des schlesischen Handels laufen nach allen Himmelsrichtungen, und der natürliche Schnittpunkt der Handelswege wird dank seiner bevorzugten natürlichen Lage Breslau.

In dieser deutschen Grenzstadt treffen Orient und Okzident zusammen. Wie vorgeschichtliche Funde beweisen, muß hier schon in grauer Vorzeit eine alte Verkehrsstraße, die vom Gebirge kam und nach Norden über Trebnitz weiterlief, über die Oder geführt haben, und im Mittelalter häuft Breslau die Waren der halben Welt in seinen Speichern, um sie weiter zu verhandeln. Seiner Bedeutung entsprechend ist Breslau über ein Jahrhundert, von 1368 bis 1474, Mitglied der Hanse. Der Osten und Nordosten schickte ihm über Warschau-Öls, über Kalisch-Militzsch, der Südosten vom fernen Kiew über Lemberg und Krakau seine Landeserzeugnisse. Da kommt das Ostvolk, Russen und Polen, mit kleinen Wagen, vor denen ein ausdauerndes Steppenpferd im Kummel geht, in langen Karawanen über die Oderbrücke gefahren, um auf der Westseite des Ringes neben der großen Stadtwage die Wagenburg aufzubauen. Bald sind die langbärtigen Fremden umringt von geschäftigen Händlern, die mit ihnen um ihre Waren feilschen: Häute, Felle, Wachs, Honig, Salz, Tee und ähnliches. Sie können hier dafür eintauschen, was ihr Herz begehrt, Beil und Messer, Säge und Pflug aus steiermärkischem Eisen, das in Schweidnitz und Breslau verarbeitet wurde; feine Tuche, köstliche Spitzen und Seiden, die über Leipzig und Magdeburg aus Frankreich, Flandern, England kommen, getrocknete und gesalzene Fische, die Danzig aus dem Norden sendet. Stark begehrt sind auch die Weine aus Frankreich und vom Rheine; der größten Beliebtheit aber erfreute sich damals in Schlesien der Ungarwein, der über den Jablunkapaf und über Brieg oder wohl auch über Neisse nach Breslau verfrachtet wurde.

Von der wichtigen Straße über Liegnitz, Görlitz nach Leipzig zweigte eine südliche nach der großen süddeutschen Handelsstadt Nürnberg ab. Zwischen ihr und Breslau bestand ein lebhafter Handelsverkehr. Mehrere Breslauer Kaufmannsfamilien, die Heugel, Distler, Pfinzig, Scheurl, stammten aus Nürnberg, und ihre Mitglieder saßen im Breslauer Rate. Nürnberg war auch die Heimat des berühmten Breslauer Stadtschreibers Eschenloer und des Breslauer Reformators Johannes

Heß. Am wichtigsten und am einträglichsten aber war für Breslau die Handelsverbindung mit der Königin der Adria, dem stolzen Venedig. Auf weitem Wege kamen von dort über Friaul, Salzburg, Budweis, Prag oder über Wien, Brünn die stark begehrten Waren des Orients: Safran, Gewürznelken, Muskatnüsse, Pfeffer und Zimt, Gewürze, die für den mittelalterlichen Feinschmecker eine ganz andere Bedeutung hatten als heute für uns. Von Venedig bezog man Moschus und Ambra, feurige Südweine, feine Gewebe. Der Handel mit Venedig war für Breslau so wichtig, daß die großen Breslauer Kaufherren in der Lagenstadt eigene Niederlassungen besaßen und besondere Handelsvertreter dort unterhielten. Es ist also kein Zufall, daß auch viele Venediger nach Schlesien kamen. Als die „Walen“ haben manche von ihnen die schlesischen Gebirge nach Gold durchforstet. Gerade durch die Verbindung mit Venedig bekam der Breslauer Handel einen Zug ins Große. — Infolge des regen Tauschhandels blühte naturgemäß auch das heimische Gewerbe empor. Freilich, mit den feinen Tüchern aus Flandern konnten die Breslauer, die Goldberger, die Löwenberger Tuchmacher nicht wetteifern. Dafür versorgte Schlesien aber den Westen, selbst die Niederlande, mit seiner Leinwand. Hochgeschätzt waren besonders die Hirschberger Schleier. Das Breslauer und Schweidnitzer Bier genoß einen weitverbreiteten und wohlverdienten Ruf. Nach allen Gegenden wurde es versandt; ein besonders guter Abnehmer war Polen.

Abgesehen von Breslau haben selbst bedeutendere schlesische Orte, wie Liegnitz, Schweidnitz, Ols, nur geringen Anteil am auswärtigen Handel gehabt. Es waren hier die bedeutenden Geldmittel nicht vorhanden, die zu einem solchen gefährvollen Geschäft auf lange Sicht erforderlich waren. Auch gute Handelsbeziehungen, Weltkenntnis und Wagemut gehörten dazu. All das besaßen die Breslauer in reichem Maße. Mit welchen Schwierigkeiten und Hemmungen hatte der mittelalterliche Kaufmann zu kämpfen! Auf schlechten Wegen rumpelte langsam und schwerfällig der hochbeladene Lastwagen dahin. Oft brauchte er Monate, um mit seiner sehnlich erwarteten Fracht an Ort und Stelle zu gelangen. Allenthalben sperrten ihm Zollschranken und Schlagbäume den Weg. Allerlei lichtscheues Gesindel machte die Handelspfade unsicher, und scheel sah der Ritter, ja der eigene Landesherr, auf den dahinrollenden Reichtum des beneideten „Pfeffersacks“. Für wichtige Warentransporte mußten besondere Geleitmannschaften unterhalten werden. Das alles vermehrte die Unkosten und verteuerte die Ware. Trotzdem blühte der Handel, warf er doch ungleich höheren Gewinn ab als heute. Breslaus

Reichtum stieg gewaltig. Die wohlhabende Stadt verstand es, nach und nach wichtige landesherrliche Befugnisse an sich zu bringen, bis sie schließlich in stolzer Selbständigkeit fast wie eine reichsfreie Stadt da stand.

Als dann am Ausgange des Mittelalters der Atlantische Ozean zu ungeahnter Bedeutung emporwächst, als neue Weltmärkte entstehen, übernehmen günstiger gelegene west- und süddeutsche Städte die Handelsmittlerrolle. Breslau, benachbart den mißgünstigen Polen und vom Südosten abgeschnitten durch die stetig vordringenden Türken, wird stiller und stiller. Der Dreißigjährige Krieg hat Breslaus ehemalige Welt-handelsgeltung endgültig vernichtet.

W. D o h n.

In den Straßen einer mittelalterlichen Stadt.

Wer von uns vor etwa zweihundert Jahren durch eine Stadt gegangen wäre, der hätte sich umsonst umgeschaut nach Straßentafeln und Hausnummern, die uns heut an einem fremden Orte das Zurechtfinden so erleichtern. Bei uns in Schlesien wurden diese „Wegweiser des Verkehrs“ erst in preußischer Zeit von Amts wegen eingeführt, und zwar waren anfangs die Häuser einer Stadt fortlaufend nummeriert; man konnte wie in einem Irrgarten straßauf, straßab laufen, bevor man vor dem gesuchten Hause stand. 1823, also vor wenig mehr als hundert Jahren, mußte man sich endlich, wenn auch nur sehr widerwillig, dem strengen Gebote der Regierung fügen und die straßenweise Zählung der Hausnummern vornehmen. So verloren die ehemaligen Wahrzeichen der Häuser ihre Bedeutung. Aber mit zäher Liebe hingen die Bürger an diesen alten Zeugen aus der Urväterzeit, die eine neuere Zeit beiseite warf, die jedoch ehemals sinnvoll, wichtig und berechtigt gewesen waren. Wie hätte man ohne sie in einer größeren Stadt des Mittelalters zurecht kommen sollen? Hauszeichen erleichterten damals dem Fremden das Finden. Ganz natürlich waren sie erwachsen.

Da gab es etwa ein Haus, das sein Besitzer unter den besonderen Schutz des heiligen Florian gestellt hatte. Das Abbild des heiligen war von einem heimischen Meister fein säuberlich auf die Giebelwand des Gebäudes gemalt worden. Was war natürlicher, als daß das Haus, das sich dadurch vor den Nachbarhäusern auszeichnete, „zum heiligen Florian“ genannt wurde. Ein anderer wackerer Bürger war ein großer Blumenfreund und zog in seinem Gärtchen prächtige, damals so beliebte Nelken. Bald hieß sein Haus „zum Nelkengärtlein“. Ein unglücklicher

Meister Franz plagte sich mit einem großen Buckel durch die Welt. Der Spott nannte sein Haus bald „zum krummen Franz“; und wenn seine Kinder auch längst schon gerade und wohlgewachsen durch die Gassen schritten, der Name war am Hause haften geblieben und mit ihm verwachsen. Gewerbe, Wappen, Schutzheilige, Eigenart des Hauses und der Bewohner boten genügend Stoff, die Häuser zu kennzeichnen und zu unterscheiden.

Welche Fülle eigenartiger Hausnamen gab es noch vor hundert Jahren in Breslau! Manche haben sich noch bis heute erhalten. Da fand man eine goldene Krone, ein goldenes Weinsfaß, ein goldenes Rad, einen goldenen Engel, ein goldenes Herz, einen goldenen Schwan, einen goldenen Hecht, ja fast die ganze Naturgeschichte in Gold; und wollte man davon auf den Breslauer Reichtum schließen, käme man aus dem Staunen nicht heraus. Auch den sonderbarsten Farbengebungen konnte man begegnen, etwa einem grünen Polacken, einem grünen Adler, einem blauen Hirsch oder blauen Hund, sogar bei der Mutter Gottes unterschied man eine blaue und eine gelbe Marie. Noch heute finden wir in Breslau das Haus „zu den sieben Kurfürsten“, das „Greifenhaus“, den „goldenen Becher“, die „goldene Gans“, den „polnischen Herrgott“ und gar einen „Bären auf der Orgel“. Scherz und Laune gerade übten sich in den wunderbarlichsten Benennungen.

Die Bauten damals waren allerdings auch nicht so kasernenmäßig einförmig wie heut die Häuser, sondern zeigten, namentlich gegen Ausgang des Mittelalters, vielfach zierliche Eigenart. Wie malerisch wirkte solch eine mittelalterliche Straße mit den ragenden Giebeln und Erkern, den Vorsprüngen und Lauben ihrer Häuser, an denen der Blick des Beschauers entlang lief, um am Ausgange der Straße an dem ragenden Bau einer stolzen Kirche etwa haften zu bleiben, die einen einheitlichen Abschluß dieses schönen Bildes bot. Solcher malerischer Durchblicke finden wir noch manche in Breslau und in anderen schlesischen Städten, sind auch die alten Häuser, die ehemals die Straßen säumten, längst gefallen. In der Anlage der mittelalterlichen Städte und Straßen waltete ein Sinn für räumliche Schönheit und Eigenart, der in der Folgezeit leider immer mehr verloren ging.

Der Sipo von heute würde allerdings die Hände zusammenschlagen beim Anblick einer mittelalterlichen Straße. Sein Ordnungssinn würde sich empören. Bei trockenem Wetter erstickte man im Staube, bei Regenwetter lief man Gefahr, im Morast stecken zu bleiben, wie es weiland Kaiser Friedrich III. in Reutlingen tatsächlich widerfuhr. Straßensäube-

rung oder gar Straßenpflasterung und Straßenbeleuchtung waren lange unbekannte Dinge. Wer abends von scharfem Umtrunke heimkehrte, dem drohte auf dem holprigen Wege Hals- und Beinbruch, wenn ihm nicht ein gefälliger Freund oder Nachbar „heimleuchtete“. Bis zum Ende des 13. Jahrhunderts kennt man gepflasterte Straßen überhaupt nicht. An wichtigen Kreuzungsstellen werden höchstens Springsteine angebracht. In Breslau tritt die erste Straßenpflasterung als eine erstaunliche Neuerung 1343 auf. Solche besonders bevorzugte Gassen nannte man Brücken. Was sich an Abfall im Hause befand, das wurde einfach auf die Straße befördert, auf der sich auch das liebe Hausvieh, Hühner, Gänse, Ziegen, Schweine, zwischen Kindern und Fußgängern munter umher-tummelte. Erst um 1500 fand es der Breslauer Magistrat für gut, wenigstens dem schmutzigen Borstenvieh diese Freiheit zu nehmen, nicht ohne erregten Widerspruch der empörten Besitzer. Der Verkehr auf den an sich schon engen Gassen wurde noch mehr beengt durch zahlreiche Vorbauten, Buden, Verkaufstische, Gerätschaften aller Art. Verlegte doch so mancher Meister an schönen Tagen seine Werkstatt einfach auf die Straße.

Gassenweise saßen die einzelnen Gewerbe beisammen. Daran erinnern viele Straßennamen in unseren Städten, so in Breslau die Schmiedebrücke, die Schuhbrücke, die Kupferschmiedestraße, die Messergasse, die Fleischbänke und manche andere. In anderen Straßen wieder wohnten besondere Stände. So hat Breslau noch seinen Ritterplatz, an dem ehemals der Adel siedelte, und eine Junkernstraße, deren Häuser schon 1418 meist im Besitze wohlhabender Kaufleute waren, der städtischen Patrizier. Auch besondere Bauwerke liehen der Straße, an der sie lagen, gern den Namen. Eine Stockgasse, eine Kirchstraße, ein Klosterweg findet sich in mancher Stadt. Die goldene Radegasse, die Neue-Weltgasse in Breslau führen ihren Namen nach einem ehemals berühmten Gasthause und einem stattlichen Privathause. Selbst vom ehemaligen Handelsverkehr einer Stadt erzählt uns heut noch so mancher Straßename. Die Ohlauerstraße, die Schweidnitzerstraße, die Reuscherstraße in Breslau zeigen uns an, nach welchen Richtungen sich der Hauptverkehr dieser Stadt ehemals abwickelte.

Nie war im Mittelalter der Name etwas Äußerliches. Sinnvoll hatte ihn das Volk geprägt, und so zeigte er Eigenart und Bedeutung. Wieviel mehr sagen uns diese alten Straßennamen als die farblosen neuen, hinter denen man sich oft nichts zu denken vermag. W. D o h n.

Von Kunstbauten des Mittelalters in Schlesien.

Hören wir das Wort „Mittelalter“, so vermeinen wir unwillkürlich das Klirren geharnischter Ritter zu vernehmen, und aus dümmrigen kühlen Klosterhallen tönt uns der getragene Gesang frommer Mönche entgegen. Stolze Burgen steigen vor uns auf, zu deren Füßen sich enge Hütten armseliger Höriger scheu ducken, und ragende Dome, zu denen das behäbig-schmuckvolle Bürgerhaus in frommer Demut empor-schaut. Kirche und Burg, sie sind die lebendigsten Ausdrucksformen des Mittelalters, von dessen Hauche wir heute noch etwas zu verspüren meinen, wenn wir uns solchen altersgrauen Zeugen einer längst verklungenen Vergangenheit nahen. Auch unsere schlesische Heimat ist noch reich an derartigen Bauten, die der Landschaft trotzige Schönheit geben und im einförmigen Straßenbilde der modernen Stadt oft Stätten von eigenartigem Reize schaffen.

Dem Menschen des Mittelalters galt das vergängliche irdische Leben nur als eine Vorbereitung auf das ewige im Jenseits, und all sein gläubiges Vertrauen, sein Sehnen nach der himmlischen Seligkeit des Paradieses, er legte es hinein in die gewaltigsten Bauwerke, die er schuf, in seine ragenden Kirchen; denn tot ist der Stein nur, solange er formloser Stein ist. Von der Hand des Meisters kunstvoll behauen und gefügt, bekommt er auf einmal Leben und Sprache, und der fertige Wunderbau erzählt dem Beschauer vom Glauben und Wünschen, Hoffen und Sehnen dessen, der ihn errichtet. — Formt nicht schon mit den gleichen Steinen des Baukastens jede Kinderhand etwas anderes und Eigenes? Und so sind auch die alten Kirchen unserer Heimat der treue Ausdruck ihrer Zeit.

Von den älteren Formen der mittelalterlichen kirchlichen Baukunst, dem nach seiner Heimat so genannten romanischen oder Rundbogenstil, sind bei uns nur geringe Reste vorhanden, kein vollständiges Bauwerk. Aber schon das herrliche Rundbogenportal an der Südseite der Magdalenenkirche in Breslau, das von dem in Kriegsnoten niedergedrungenen alten Vincenzkloster stammt und später an jener Kirche eingefügt wurde, läßt uns mit seinem reichen Schmuck von biblischen Figuren, Teufels-fraßen und Fabelwesen gar anschaulich den kindlich-gläubigen Sinn der kunstbegabten Mönche ahnen, die es vor vielen Jahrhunderten schufen. Reich hat sich dagegen der gotische Spitzbogenstil auch bei uns in kirchlichen und weltlichen Bauten ausgewirkt, die noch heute zu den prächtigsten Schmuckstücken unserer Heimat zählen. Aus Italien stammt der Name der Gotik. Den Italienern galt diese Bauweise als die Kunst

der Goten, also der Barbaren, die nach der Auffassung der Italiener die alte römische Kultur einst vernichtet hatten. Anders spricht der gotische Bau zu uns als der romanische. Anders sind im Laufe der Jahrhunderte auch die Menschen geworden. Die ruhevollere Gewißheit des Geborgenseins in Gott, die sich in der sicheren Ruhe der romanischen Kirchen ausdrückt, ist der sehnenenden Unruhe des Menschen der gotischen Zeit gewichen, der allen irdischen Tand hinter sich lassen möchte, um emporzuzufließen zu den ewigen Freuden des Himmels. Das versinnbildlichen seine Kirchen. Keine Kirche unserer Heimat schöner und eindrucksvoller als die von dem fürstlichen Minnesänger Heinrich IV. gestiftete Kreuzkirche in Breslau mit ihren hochgereckten schmalen Seitengiebeln und dem nadelschlanken Turme, der so leicht und lustig sich empor-schwingt ins lichte Blau des ewigen Himmels. Majestätischer, ruhevoller wirkt der Breslauer Dom, dessen Hauptportal mit seinem reichen bildnerischen Schmucke besondere Beachtung verdient. Außerlich schmucklos und ernst wuchtet in der Nähe auf der Sandinsel als dritte gotische Schwesterkirche die altherwürdige Kirche zu Sankt Maria auf dem Sande. Wer aber durch die altersbraune einfache Pforte in diese Hallenkirche mit ihren drei gleich hohen, gewaltigen Schiffen eintritt, den ergreift heilige Andacht. Leicht und mühelos streben die schlanken grauen Säulen empor, welche die Last des Gewölbes kaum zu spüren scheinen, und zwingen unseren Blick mit sich nach oben.

Seit Jahrhunderten schauen diese drei hohen Gotteshäuser hinab auf den Tanz der Oder, die ihre Wellen an ihnen vorüberträgt. Seit Jahrhunderten flutet zu ihren Füßen das bunte Treiben des wechselnden, geschäftigen Lebens, in das sie heute mit ihren alten Formen und Zierraten hineinragen als ferne Zeugen einer längst untergegangenen und einst doch so reichen Gegenwart. — Wer auf die Kirchen seiner engeren Heimat achtet, der wird auch an so mancher von ihnen des Schönen und Anziehenden genug finden, dem werden die toten Steine sprechen und Wunderbares erzählen.

Neben dem Kreuze regierte im Mittelalter das Schwert. — Ich möchte den sehen, den nicht der ganze Zauber einer lockenden Vergangenheit gefangen nähme, wenn er über loses Trümmergestein durch ein verwittertes Tor eintritt in den moosbewachsenen Hof einer alten Burg! Wieviel fronende Hände waren nötig, die gewaltigen Steinmassen aufzuschichten und zu fügen zu dem stolzen Bau, der mit trotzigen Zinnen und Türmen hoch hineinschaut in das weite Land zu seinen Füßen, ein Schutz und Schirm für die Umwohnenden in Kriegsgefahr, eine Zwing-

burg und ein Bollwerk des Unrechts oft aber auch gegenüber Schwächeren, malerisch in jedem Falle. Denn jedes Landschaftsbild gewinnt an Schönheit durch solch kühnen Horst hoch oben auf ragendem Berge.

Wer einmal das Adlerneß unserer Bolckoburg mit ihren wehrhaften Mauern hoch über dem Städtchen Bolkenhain geschaut hat, wird dieses prächtige Bild nie mehr vergessen. Vom steil-trozkigen Bergfried über-schaute der Wächter ehemals weithin das Land, und sein Horn empfing oft mit frohem Klange den heimkehrenden Herrn oder werthe Gäste; des Hornes zorniger Ruf schreckte die Trägen auf aus ihrer Ruhe, wenn der wilde Feind mit Mord und Brand heranstürmte. Wie fuhr die zarte Edelfrau in ihrer Kemenate dann bei seinem Klange zusammen! Diese uralte Burg stand bereits, als die Mongolen das Land überfluteten. Der Mut dieser Horden fiel sie zum Opfer und wurde später von Bolko I., dem Herzog von Schweidnitz und Jauer, neu aufgebaut, nach dem sie auch ihren Namen trägt.

Keine der schlesischen Burgen aber ist mehr in Lied und Sage verherrlicht worden als der trozkige Bau auf dem steilen, waldumrauschten Kynast. Diese Ruine mit ihren Höfen und dem tiefen Brunnen, mit ihrer Küche und Kapelle, mit ihrer Staußsäule zeigt dem Beschauer noch besonders schön die Anlage einer mittelalterlichen Burg. Vermeint man nicht in dem erhaltenen Erker noch das hochmütige Gesicht der stolzen Kunigunde zu erblicken, das kalt und spöttisch auf den neuen Bewerber herniederschaut, der auf reich geschirrtem Rosse in die Burg einreitet? Denen von Schaffgotsch war diese Burg seit 1393 erb und eigen. Der Stolzeste dieses Geschlechts, der ehrgeizige Hans Ulrich, mußte 1635 in Regensburg sein Haupt auf den Richtbock legen.

Noch viele andere Burgen ragen empor im Schlesiensland, so die Schweinhausburg auf dem Steinberge bei Bolkenhain, das Stammschloß der Herrn von Schweinichen, deren berühmtester Vertreter der trinkfeste Ritter Hans war, des tollen Liegnitzer Herzogs Heinrichs XI. lustiger Begleiter; ferner die sagenumwobene Kynsburg hoch über dem lieblichen Schlesiertale. Von dem hohen Kunstsinne ihrer einstigen Besitzer zeugt das schöne, reichgeschmückte Portal, das zur eigentlichen Burg führt. Arg verfallen ist die ehrwürdige Ruine der Burg Greiffenstein, ebenfalls ein Besiß der Grafen Schaffgotsch.

Das Horn des Wächters ist in all diesen Burgen längst verklungen wie das rege Leben, das Höfe und Hallen einst füllte. Wer aber in stiller Stunde durch die verlassenenen, verfallenen Gemäuer streift, dem wird vielleicht jene Zeit noch einmal lebendig, da durch den rauschenden Berg-

wald der schimmernde Zug gewaffneter Ritter zog zu lustiger Jagd und zu fröhlichem Turnier oder zu arger Fehde und schlimmer Gewalttat. Sie alle, Gute und Böse, ruhen längst, wer weiß, wo. Nur graue Trümmer erzählen noch stumm von versunkener Pracht und Herrlichkeit.

W. D o h n.

Ein fahrender Schüler in Schlesien (um 1500).

Wir zogen gen Dresden; dort war aber durchaus keine gute Schule, und auf der Schule in den Habitazen (Schlafkammern) alles voll Läuse, daß wir sie zu Nacht im Stroß unter uns knistern gehört haben. Wir brachen auf und zogen auf Breslau zu; mußten unterwegs viel Hunger leiden, also daß wir etliche Tage nichts als rohe Zwiebeln mit Salz aßen, etliche Tage gebratene Eicheln, Holzäpfel und Birnen; manche Nacht lagen wir unter heiterem Himmel, denn nirgends wollte man uns bei den Häusern leiden, wie früh wir auch um Herberge baten; manchmal hetzte man die Hunde auf uns. Als wir aber nach Breslau kamen, da war alles in Hülle, ja so wohlfeil, daß sich die armen Schüler überaßen und oft in große Krankheit fielen. Da gingen wir zunächst auf den Dom in die Schule zum heiligen Kreuz. Als wir aber vernahmen, daß in der obersten Pfarre zu St. Elisabeth etliche Schweizer waren, zogen wir dorthin.

Die Stadt Breslau hat sieben Pfarren und jegliche eine besondere Schule; es durfte kein Schüler in einer anderen Pfarre singen gehen, oder sie schrien: ad idem, ad idem! Und dann liefen die Schützen zusammen und schlugen einander gar übel. Es sind, wie man sagt, auf einmal in der Stadt etliche tausend Bacchanten und Schützen gewesen, die sich alle durch Almosen ernährten. Man sagte auch, daß etliche von zwanzig, dreißig und mehr Jahren wären, die ihre Schützen hätten, die ihnen präsentierten. Ich hab' meinen Bacchanten oft an einem Abend fünf oder sechs Trachten heim auf die Schule getragen, wo sie damals wohnten. Man gab mir auch gern, darum, daß ich klein war und ein Schweizer; denn man hatte die Schweizer sehr lieb.

Blieb also eine Zeitlang da. Ich war in einem Winter dreimal krank, daß man mich in das Spital führen mußte; die Schüler hatten ein besonderes Spital und eigene Doctores. Auch gibt man auf dem Rathause für einen Kranken sechzehn Heller die Woche, damit erhält man einen gar wohl. Man hat dort gute Wartung, gute Betten, aber große Läuse darin, daß es nit zu glauben, wie Hanssamen, so daß ich viel lieber in der Stube auf dem Herde lag, wie andere auch, als

in den Betten. Die Schüler und Bacchanten, ja auch zu Zeiten der gemeine Mann, sind so voll Läuse, daß es nit glaublich ist. Ich hätte schier, so oft man gewollt hätte, drei Läuse miteinander aus dem Busen gezogen. Bin auch oftmals, besonders im Sommer, hinaus an die Oder, das Wasser, das da vorüberfließt, gegangen, habe mein Hemdlein gewaschen, hab's an eine Staude gehenkt und getrocknet und den Rock gelauset, eine Grube gemacht, einen Haufen Läuse darein geworfen, mit Boden zugedeckt und ein Kreuz darauf gesteckt.

Den Winter liegen die Schützen auf dem Herd in der Schule, die Bacchanten aber in den Kämmerlein, deren zu St. Elisabeth etliche hundert waren. Den Sommer aber, wenn es heiß war, lagen wir auf dem Kirchhof, trugen Gras zusammen, das man im Sommer am Sonntag in den Herrengassen vor die Häuser breitet. Das trugen etliche in eine Ecke auf den Kirchhof zusammen, lagen darin wie Säue in der Streu. Wenn es aber regnete, liefen wir in die Schule, und wenn Ungewitter war, so sangen wir schier die ganze Nacht Responsoria und anderes mit dem Subkantore. Manchmal gingen wir im Sommer nach dem Nachtmahl in die Bierhäuser, Bier zu heißchen. Da gaben uns die vollen Polackenbauern Bier, daß ich oft, ohne es zu wissen, so voll geworden bin, daß ich nit habe wieder in die Schule kommen können, wenn ich schon nur einen Steinwurf von der Schule entfernt war. Summa: da war Nahrung genug, aber man studierte nit viel.

In der Schul zu St. Elisabeth lasen allwegs zugleich zu derselben Stunde in einer Stube neun Baccalaurei, doch war graeca lingua noch nirgend im Lande. Desgleichen hatte niemand gedruckte Bücher; nur der Präzeptor hatte einen gedruckten Terentius. Was man las, mußte man erstlich diktieren, dann distinguieren, dann konstruieren, zuletzt exponieren, so daß die Bacchanten große Schartecken mit sich heimzutragen hatten, wenn sie hinweggingen.

Aus der „Lebensbeschreibung des Rektors Thomas Platter“ aus Basel (Nach. G. Frentag)

Aus dem Leben eines schlesischen Edelknaben.

Im Jahre 1552 wurde ich, Hans von Schweinichen, auf dem fürstlichen Schlosse Gröditzberg geboren und acht Tage darauf getauft. Mir wurde der Name Hans gegeben, weil ich bald nach dem Johannestag geboren war. Mein Vater, Herr Georg Schweinichen, zu Mertschütz 1502 geboren, stand in Diensten des Landesfürsten Friedrichs III. zu Liegnitz und Brieg, zuerst als Marschall, dann als Hauptmann auf dem



Gröditzberg im Kreise Goldberg. Nachdem im Jahre 1559 Fürst Heinrich das Fürstentum übernommen hatte, zog mein Vater nach Mertschütz (Kreis Liegnitz).

Als ich neun Jahre alt war, da hab' ich in Mertschütz zum Dorfschreiber Georg Preehin gehn und bei ihm zwei Jahre lang schreiben und lesen lernen müssen. Wenn ich aus der Schule kam, mußte ich die Gänse hüten. Wie ich aber eines Tages damit beschäftigt bin, meine Tiere zu weiden, und die Gesellschaft mir zuviel herumläuft, hab' ich den Gänsen allen mit kleinen Stäben den Mund aufgesperrt. Da blieben sie nun freilich hübsch still, aber es hätte bald geschehen können, daß sie vor Durst verendet wären. Indes bemerkte die Mutter es noch rechtzeitig und gab mir eine gute Tracht Prügel. Ich durfte hernach nie wieder Gänse hüten. Dafür bekam ich ein anderes Amt. Ich mußte in den Ställen und Scheunen Eier suchen. Hatte ich deren ein Schock beisammen, so gab mir die Mutter sechs Heller dafür. Die hielten nicht lange vor und verwandelten sich schnell in Marmel und Wurfsteinchen.

In der Dorfschule fing ich eben an zu stammeln, wie man wohl sagt. Im Schreiben hatte ich grad gelernt, Buchstaben zu malen, die man Krähenfüßchen nennt. Da bin ich von meinem lieben Vater im Jahre 1562, vierzehn Tage vor Ostern, zum Herzog Friedrich III. nach Liegnitz gebracht worden, der im Gefängnis gehalten wurde¹, damit ich mit dem Herzog Friedrich IV., dem jungen Herrn, studieren sollte. Der Lehrer des jungen Herrn war Hans Pfitzner von Goldberg. Da gab mir der Vater 32 Weißgroschen (Silbergroschen) zum Bücherkaufen und zur Zehrung. Außer mir durfte nur noch Barthel Logau mit dem jungen Herrn studieren. Der Herzog Heinrich räumte uns ein eigenes Zimmer ein; das hieß die kleine Bastei. Hier mußten wir täglich studieren; den Katechismus und die Litanei haben wir fleißig lernen müssen. Dazu lehrte man uns den Rosenkranz beten und auch sonst tüchtig Lateinisch lesen. Alle Tage sollten wir uns vier Dokabeln einprägen, die wir am Schlusse der Woche hintereinander aussagen mußten. Der Lehrer hielt den jungen Herrn und uns streng. Doch hatte ich es gut

¹ Herzog Friedrich III. von Liegnitz wurde 1559 von kaiserlichen Kommissaren wegen seiner tollen Streiche abgesetzt und als gemeinschädlich in Arrest gehalten. Ihm folgte zwanzigjährig sein Sohn Heinrich XI., der noch unbändiger war als sein Vater. Der Genosse seiner tollen Fahrten wird später Hans von Schweinichen, der uns auch die Lebensgeschichte dieses Fürsten hinterlassen hat. Heinrichs jüngerer Bruder ist der oben erwähnte Friedrich IV. Vergl. Frentag. Bilder II² S. 281 ff.

bei ihm. Während der ganzen Zeit, da er Lehrer war, habe ich nur zweimal Prügel bekommen, und die hatte ich wohl reichlich verdient.

Übrigens hat man mich und den von Logau nicht darben lassen. Wir mußten auch dem alten Herrn (Friedrich III.) auf seinem Zimmer aufwarten und ihm die Speisen herbeiholen, überhaupt alle Dienste leisten, die Edelknaben tun müssen. Der Herzog gab mir alsbald ein Amt: ich mußte Kellermeister sein, das heißt, ich mußte für den Wein sorgen. Später hatte ich auch des Fürsten Degen in meiner Obhut; den nannte er allemal „meine Jungfer Käthe“. Wenn dann Ihre Fürstliche Gnaden sagten: „Gib mir meine Jungfer Käthe her, ich will ein Tänzlein tun,“ so bekam ich mitunter eine fürstliche Maulschelle. Dazu hieß es: „Wie gefällt dir die? War das nicht eine fürstliche Maulschelle?“ Lobte ich sie dann, so gab er mir einen Silbergroschen auf Semmeln. Aber die Maulschelle war viel besser als zwanzig Silbergroschen, denn sie ist mir ein Zeichen seiner allerhöchsten Gnade gewesen.

Ferner mußte ich des Fürsten Geschloß in Verwahrung nehmen. Das waren Blasröhre mit Köchern und Bolzen. Wurde geschossen, so bekam ich für jeden Vogel, der getroffen wurde, einen Kreuzer. Und das brachte mir manchmal an einem Tage sechs oder sieben Weißgroschen ein. Dafür mußte ich freilich beim Schnitzer (Drechsler) Vögel machen lassen, die kosteten zwei Heller das Stück.

So bin ich von Ostern 1562 bis Ende 1563 bei Ihrer Fürstlichen Gnaden im Gefängnis gewesen und habe aufgewartet. Gelernt habe ich: Deutsch und Lateinisch, Schreiben und Lesen, dazu den Katechismus und die Gebote. Auch bekam ich zu wissen, was sonst noch zum höfischen Wesen gehört. Darauf hat mein Vater mich vom Hofe weggenommen. Ungern bin ich heimgezogen; denn das höfische Wesen gefiel mir bereits gar wohl. Daheim bin ich zum Pfarrer in die Schule gegangen und bin auch vom Vater in der Wirtschaft unterwiesen worden, und wenn der Vater verreiste, bin ich zu Roß mitgeritten und gefahren.

Aus der Biographie des Hans von Schweinichen, bearbeitet von Clemenz.

Ein schlesischer Raubritter.

Zu der Zeit, da Wladislaw König von Böhmen und Sigismund König von Polen waren, erreichte das Raubrittertum in Schlesien den Höhepunkt. Diese Wegelagerer machten nun nicht mehr einzeln von ihren

Burgen aus auf die Kaufmannsgüter Jagd, sondern scharten sich zu starken Haufen zusammen, um ihre Beutezüge ergiebiger zu gestalten. Sie wußten ja, daß sie selbst bei einigen Fürsten stets insgeheim einen Rückhalt fanden.

Am tollsten trieb es der lange, hagere Christoph von Reisewitz, den man wegen seines gestutzten schwarzen Kraushaares den „Schwarzen Christoph“ nannte. Tollkühn reizte er jede Stadt, er unternahm Streifzüge in Schlesien, Pommern, Böhmen und Polen, raubte, erpreßte Lösegeld und mordete. Nur die Gelehrten schonte er, wenn man der Überlieferung trauen darf. Da aber viele sich nun als solche bezeichneten, um ihn zu hintergehen und sich zu retten, gab er ihnen als Beweis auf, vor seinen Augen eine Gänsefeder zurechtzuschneiden und zu schreiben! Das rettete freilich auch manchen ungelehrten Schreiber vor dem unwissenden Buschklepper. Zu seinen entsetzlichsten Grausamkeiten gehört, daß er einem Breslauer Ratsboten, der Brieffschaften an andere Orte zu besorgen pflegte, aus dem Sattel herab die rechte Hand abhieb. Der schlimme Raubritter fand bei allen Edelleuten und auf jeder Burg — die berückichtigste war das Hummelschloß bei Reinerz — Unterkunft, Verpflegung und Versteck und hatte stets eine Anzahl gleich verwegener Spießgesellen um sich. Ihre Unternehmungen waren nach einem listigen Plane ausgedacht, so daß es denen, auf die sie Jagd machten, nicht leicht war, zu entkommen. Sie ritten nach allen Seiten auf Kundschaft aus; hatten sie eine Beute erpäht, so teilten sie sich in Rotten und hielten zerstreut im Walde. Plötzlich sah sich der Kaufmannszug von vorn oder hinten angefallen, und wollte er nun in der entgegengesetzten Richtung entfliehen, so geriet er in einen Hinterhalt und wurde von allen Seiten umklammert.

Das Unwesen nahm schließlich so zu, daß selbst Breslau ernstlich befürchtete, der Handel könnte infolge der dauernden Störungen sich in andere Gegenden ziehen; die Stadt setzte endlich nach einem vergeblichen Versuche, sich mit den schlimmsten Raubrittern ernstlich auseinander zu setzen, im Jahre 1508 Belohnungen für ihre Ergreifung aus. Unter den 21 namentlich Aufgeführten stand der schwarze Christoph an erster Stelle. Wer ihn lebendig einlieferte, sollte fünfhundert ungarische Gulden, wer tot, dreihundertfünfzig erhalten. Trotzdem trieb er sein Wesen noch einige Zeit weiter. Endlich wurde er am 25. September 1512 ergriffen, und zwar von den Goldbergern. Diese hatten nämlich mit ihm noch eine besondere Rechnung zu begleichen, auch gehörten sie zu dem Städtebunde, der 1510 auf Befehl des Königs Wladislaw

und durch die rege Betriebsamkeit der Breslauer zustande gekommen war. Es war ihnen verraten worden, daß der schwarze Christoph anderthalb Meilen von ihrer Stadt in Alzenau bei seinem Spießgesellen Melchior Zedlitz sich aufhielt. Da boten sie sofort ihre jungen Bürger aus allen Zechen (Zunfthäusern) auf, bewaffneten sie und schickten sie in aller Stille hinaus. Es gelang ihnen auch, den Raubritter mitten in einem Zechgelage zu überfallen und das Nest trotz tapferer Gegenwehr auszuheben. Jubelnd brachten sie die Gefangenen nach Liegnitz, wo sie in den Turm geworfen wurden.

Sobald die Breslauer dies erfuhren, entsandten sie an den Herzog von Liegnitz Ratsherren mit der Bitte, ihnen an diesem schlimmsten aller Raubgesellen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Doch der Herzog zögerte, denn er grollte den Breslauern, auch hatte Christoph manche Räubereien des Herzogs mit seinem Namen decken müssen. So waren die Breslauer immer noch nicht von ihren Sorgen befreit, zumal sie hörten, Herzog Bartholomäus und Herzog Karl von Münsterberg-Ols setzten sich für die Befreiung der Gefangenen in Liegnitz eifrig ein. Da wendeten sie sich an König Wladislaw, und endlich wurde auf dem Fürstentage zu Breslau beschlossen, Herzog Friedrich solle dem Rechte freien Lauf lassen. Breslauer Abgeordnete begaben sich nach Liegnitz und erhoben gegen ihren Feind heftige Anklagen. Der schwarze Christoph bat, seiner zu schonen; denn er hätte niemandem das Seine mit Gewalt genommen, sondern sie hätten es ihm gern gegeben (!). Nur den tapferen Löwenbergern hätte er's mit Gewalt nehmen müssen; die hätten sich bis in den Tod gewehrt. Er bestritt auch alles gegen ihn Dorgebrachte, so daß damals das Sprichwort entstand: „Du lügst wie der schwarze Christoph!“ Doch sein mitgefangener Knappe Anton bekannte alle seine Räubereien und Schandtaten. Daraufhin wurde Christoph am 5. Oktober 1523 vor Liegnitz an den Galgen gehängt, „ihm zum verdienten Lohne, anderen Landschädigern zu einem Scheu und den Untertanen des Königs zu sonderlichem Troste“. Als man ihn im Armbüßerhemde zu der Richtstätte führte, soll er gesagt haben: „Ich habe zu viel getrauet! Hätte ich daran gedacht, was David im Psalter sagt: ‚Verlasset euch nicht auf die Fürsten, denn sie sind Menschen, bei ihnen ist keine Rettung‘, so stünde es mit mir anders; ich hätte mich eines anderen versehen!“

Sein Knappe, ein feines und gewandtes Bürschchen, bat jammernd, seine Jugend zu verschonen. Er habe als treuer Diener nur das getan, was sein Herr ihm befohlen, er wolle jede Arbeit verrichten, ja, ein —

Weib nehmen! Denn dies hielt er für noch schlimmer als Holzhacken oder Steinetragen. Doch mußte auch er seinem Herrn nach dem Sprichwort: „Mitgegangen mitgefangen“ am Galgen Gesellschaft leisten.

Karl Oibrich.

Die Burgruine (Greiffenstein).

Fernen Blicken steht sie frei im Land
und den nahen hoch und schroff gerecht;
späte Feuer brennt der Herbstwald an,
der versonnen Wall und Mauern deckt.

Ihrer Machtzeit steingefügte Wehr
hat die Fehdewut der Zeit zerfehrt;
wild um Söller, Turm und Fenster spalt
raunt's, wenn Sturmfaust ihre Meute hehrt.

Morsche Hallen, Gänge, brüchig-öd',
trauern um verdorrtes Leben stumm;
in den Kellern, schwarz und grabeskühl,
tappt uralt ein müdes Geistern um.

Grimm von klirrendem Geschick berannt,
ragt ein sagengraues Trümmerbild
über hunder, ewig junger Flur
als ein trotzerbrochner Vorzeitschild.

Wilhelm Müller = Rüdersdorf.

Sühnekreuze.

Im ganzen schlesischen Heimatlande sind sie zu finden, die steinernen Kreuze, etwa 400 bis 500 noch an der Zahl, meistens am Wege, an der Heerstraße wie an einsamen Fußpfaden, ja sogar auf Feldern, in Gebüsch und Wäldern. Roh in der Form, rauh an der Oberfläche, grob im Gestein, daraus sie geformt, ruinenhaft auch manche, insofern viele verstümmelt worden, manche mit eingegrabenen Zeichen: Buchstaben, Ziffern oder Schwert, Dolch, Gabel, Art, Armbrust u. a. — Diese Kreuze geben uns Kunde von der Rechtsauffassung und Strafe in alter Zeit. Ehe das römische Recht in Deutschland herrschend

wurde, gab es bei uns in Schlessien, also vor dem Jahre 1600, das landständische, das deutsche Recht, das für manche Vergehen, z. B. für Diebstahl, sehr harte Strafen vorsah, über andere aber, z. B. über Totschlag, recht milde Urteile fällte. Der Mörder, d. h. der um Geld und Gut Tötende, verfiel auch der Todesstrafe; der Totschläger aber sühnte sein Vergehen nicht durch Gefängnisstrafe — denn Gefängnisse zur Strafverbüßung kannte jene Zeit nicht — sondern durch eine Geldsumme, das Wergeld (vir=Mann), die den Angehörigen des Erschlagenen zu zahlen war und die je nach dem Range des Erschlagenen verschieden bemessen wurde. Neben dieser Sühne durch das weltliche Gericht forderte die Kirche noch eine geistliche Sühnung des Totschlags. Der Totschläger mußte eine Sühnekapelle bauen, Seelgeräte für die Kirche beschaffen oder an der Mordstelle ein Steinkreuz zu ewigem Angedenken errichten. So alt sind diese „Sühne- oder Mordkreuze“, daß niemand mehr weiß, wann und von wem, und selten, warum sie gesetzt worden. Die Sage hat sie umspinnen und gibt uns nur noch dämmernde Kunde von dem, was sich einst da zugetragen.

Bei Görlitz ist ein Kreuz an der Straße zu sehen, von dem man sagt, daß es von einem Brudermorde herrühre. Ein Schlossermeister in Görlitz hatte einen Sohn und außerdem zwei Waisen als Pflegekinder, einen Jungen und ein Mädchen, keine Geschwister. Beide Jungen, gleichaltrig, lernten beim Meister dessen Handwerk, gingen dann, getrennt voneinander, auf drei Jahre in die Fremde. Genau an demselben Tage wollten sie nach dieser Zeit heimkehren. Beide aber hegten — geheim voreinander — heftige Neigung zur Pflegeschwester. Zur verabredeten Zeit wanderten sie nach Hause zurück, und es traf sich, daß beide zu derselben Stunde in demselben Wirtshause des letzten Dorfes vor Görlitz einkehrten und hier einander wiedersehen. Im Gespräche teilte der Schlosserjohn, der seinen Verdienst fleißig gespart hatte, dem Pflegebruder, der ein Bruder Lustig war und all sein Geld verjubelt hatte, mit, daß er in kurzem eine eigene Werkstatt zu gründen und seine Pflegeschwester zu heiraten gedenke. Das erzürnte den anderen so, daß er jenen auf dem Weiterwege im Walde erschlug. Wenige Tage später wurde die Leiche entdeckt und der junge Schlosser als des Mordes verdächtig eingekerkert, worauf er dann auch die Tat eingestand. Zum Gedenken dessen wurde jenes Steinkreuz an der Stelle errichtet, wo der Meistersohn umgebracht ward.

Wer etwa in den Ferien durch unsere Gebirge wandert, der kann dort noch so manches dieser Kreuze finden: so eins am Dorfwege in Stonsdorf,

ein anderes bei der Siedlung Kreuzwiese zwischen Kupferberg und Landeshut. In Märzdorf stehen zwei Steinkreuze nahe beieinander. Im Waldenburger Bergland sind solche Blutsteine noch in Weißstein, in Bärsdorf, in Hohgiersdorf und an manchem andern Ort erhalten. Die zwei Steinkreuze an der Mauer des katholischen Kirchhofs in Heinrichau sind besonders bemerkenswert: auf ihnen sind, freilich kaum mehr kenntlich, die Mordwaffen eingemeißelt: Eine Streitart und ein großes Buschmesser.

Nach Georg Hinkel, R. Daumann und E. Stein.

Schlessische Flurnamen.

Wer vom Lande stammt, der wird wissen, daß hier ein Feldschlag, dort eine Wiese, ein Ackerrain, ein Tümpel, ein Wäldchen oft einen besonderen Namen führen. Seltsame Namen mitunter, die sich auch die jetzigen Besitzer und Anwohner vielfach nicht erklären können. Vom Vater, vom Großvater haben sie die Bezeichnung übernommen, ja, durch Jahrhunderte hindurch hat sich solch ein Name fortgeerbt, ist umgesprochen, zersprochen, unkenntlich geworden. Im Dunkel verliert sich sein Ursprung, dessen sich oft auch die geschäftige Sage bemächtigt hat. Die Erforschung und Aufdeckung solcher Flurnamen kann uns manch hübschen Aufschluß geben über Leben, Sitte, Siedlung in der Vorzeit. Auch Schlessien besitzt noch einen reichen Schatz alter Flurnamen, wenn sie auch bereits im Schwinden begriffen sind. Wer solche Namen kennt und wem sie zu Ohren kommen, der möge nicht versäumen, sie aufzuzeichnen und ihrem Ursprung nachzuforschen. Auf dem Lande gerade leben sie verhältnismäßig zahlreich noch weiter.

Da finden wir bei Zobten ein Feldstück „der tote Reiter“. Der Name knüpft zweifellos an ein bestimmtes Ereignis an. Hat sich hier ehemals ein Reiter selbst aufgehängt, ist er erschlagen worden? Darüber fehlt die Kunde. Jedenfalls liegt hier eine Tat vor, die auf die Bewohner der Gegend einen solchen Eindruck machte, daß sie für den Schauplatz jenen Namen prägten, der nun dauernd haften geblieben ist, während das Geschehnis selbst aus der Erinnerung längst schwand. Einfacher zu erklären sind zwei andere Flurnamen aus der Zobtener Gegend: „die Bleiche“ und „die Dörre“. Sie erinnern an jene Zeit, da hier noch die Spindelknurrten und die Webstühle klapperten, der Flachs im Dörrhaus geröstet und die Leinwand auf der Bleiche der Sonne ausgesetzt wurde. Wo sich ehemals fleißige Spinner und Weber tummelten, dehnt sich heut Ackerland, aber die Namen sind geblieben. Ähnlich steht es mit

einem Feldschlag bei Klein Bresja im Kreise Neumarkt, der den Namen „alte Mühle“ führt. Nur der kleine Bach, der noch heut dort fließt, erzählt davon, daß er vor hundert Jahren eine lustig klappernde Mühle treiben mußte. Ein anderer Feldschlag in derselben Gegend, „die Reutke-Ecke“, stellt einen halbkreisförmigen Waldschlag dar. Wenn einst längst der Wald verschwunden ist, wird noch der Name des Feldes davon berichten, wie es gewonnen ward. In der Nähe finden wir ein Ackerstück, das „der Hutteich“ genannt wird. Ein kleiner, verlassener Tümpel träumt auf ihm. An seinen Rändern weideten einst Schafherden, die hierhin auf die „Hütung“ getrieben wurden.

Gruselig klingt der Name eines Feldschlages bei Schwentnig im Kreise Nimptsch: „der Teufelswinkel“. Das Volk hat sich ihn in einer hübschen Sage zurechterklärt, die sich ähnlich auch anderswo in Schlesien findet: Ein armer Knecht in Schwentnig hatte ein geringes Versehen begangen. Seine harten Herrn, die Gebrüder Gellhorn, waren darüber aber so aufgebracht, daß sie dem Zitternden befahlen, bis zum Abend einen 100 Ellen langen Graben auszuheben; andernfalls würde er den Morgen nicht mehr erleben. Der Unglückliche ging hinaus und tat die ersten Spatenstiche. Gar bald aber sah er die Nutzlosigkeit seines Tuns ein und setzte sich traurig an den Straßenrand, seines baldigen Todes gewiß. Da tauchten auf einmal kleine Erdmännchen vor ihm auf, fragten ihn nach seinem Kummer und trösteten ihn. Dann machten sie sich hurtig an die Arbeit, und ehe noch die Sonne sank, war das Werk getan. Nach heißem Danke eilte der Knecht froh heim. Als die Gebrüder Gellhorn die unmögliche Arbeit als geschehen hörten, wurden sie leichenblaß und stürzten tot die Steintreppe hinab. Der Teufel hatte sie geholt. Seit jener Zeit aber heißt jener Ackerwinkel, auf dem der Graben gezogen wurde, durch den sich die Gebrüder Gellhorn in ihrer Grausamkeit um ihrer Seelen Seligkeit gebracht hatten, der Teufelswinkel. — In Wirklichkeit rührt wohl der Name daher, daß der Teufelswinkel besonders schweren Boden hat. Mancher Knecht mag diesen schwer zu bearbeitenden Acker zum Teufel gewünscht haben. Aus demselben Grunde wird auch ein schwer zu bestellender Feldschlag bei Klein Bresja „der Höllenwinkel“ genannt. Ganz eigenartig ist der Name der „Venedigwiese“ bei Dittersbach, Kreis Landeshut. Sie stellte ehemals einen Teich dar, der von den Grüssauer Mönchen als Fischbehälter benutzt wurde. Auf einer kleinen Insel in der Mitte hatten sie ein anmutiges Sommerhaus errichtet. Das Lusthaus mitten im Wasser erinnerte an die Lagunenstadt Venedig, und so nannte man die ganze Anlage Venedig. Teich und Sommerhaus sind

längst verschwunden. Der Name der Wiese aber gemahnt noch heute daran.

So ließen sich noch viele merkwürdige Flurnamen her erzählen, Namen, an denen die meisten achtlos vorübergehen, und doch birgt sich hinter ihnen manch Bedeutsames.

W. D o h n.

Der Einzug der Reformation in Schlesien.

Freundlich ins Kaßbachtal eingebettet liegt das stattliche Dorf Neukirch mit seinem schönen altertümlichen Schlosse, dem Herrensitze der in Schlesien weitverbreiteten Familie v. Jedliß. 1415 war Sigismund v. Jedliß mit drei Vettern in Konstanz anwesend, als Huß für seine Überzeugungstreue den Flammentod sterben mußte. So groß früher des jungen, achtzehnjährigen Sigismund v. Jedliß Anhänglichkeit an die Kirche gewesen war, so stark war jetzt sein Haß gegen sie, so warm seine Liebe zu dem böhmischen Reformator und zu der hussitischen Sache. Das schreckliche Schauspiel stets vor Augen, kehrte er nach Neukirch zurück, wurde ein eifriger Hussit, beherbergte flüchtige Hussiten und achtete weder auf den Bann noch auf die Ladung nach Rom. Auf den Bann soll er damit geantwortet haben, daß er die Geistlichen, die ihn verkündigten, aufgreifen, ja aus den Betten holen ließ, um sie in ein unterirdisches, dunkles Gefängnis zu sperren. Für Neukirch war die hussitische Gesinnung des Grundherrn von großem Vorteil; denn als die böhmischen Scharen 1426 nach Schlesien einfielen, verschonten sie den Ort, während sie rings Dörfer und Städte verwüsteten.

Sigismunds Sohn Georg, vom Vater in der hussitischen Lehre erzogen, war natürlich der Kirche wenig zugetan. Als er nun vernommen hatte, „daß ein Mönch anfinge, zu Wittenberg zu schreiben und zu lehren wider das Papsttum, hat er anno 1518 zween Untertanen, die Witwer genannt, vernünftige Leute, zu ihm hinausgeschickt, ihn fleißig grüßen und gar freundlich fragen lassen, ob er der Schwan sei, den Johann Huß prophezeit habe. Luther habe ihn gar freundlich wieder grüßen und ihm sagen lassen: Die Zeit würde geben, was Gott mit ihm machen wolle. Nachmals hat ihm auch Luther einen Mönch seines Ordens übersandt, Gottes Wort zu lehren. Der war von Geburt aus Goldberg, mit Namen Melchior Hofmann. Er hat über dreißig Jahre das Wort Gottes lauter und rein daselbst gelehrt.“ Da Georg v. Jedliß nicht im Besitze des Kirchenlehns war, so konnte er dem Melchior Hofmann die Ortskirche nicht zum Gottesdienste öffnen, sondern er ließ nur Hausandachten

im Schlosse abhalten, zu denen auch Dorfbewohner kamen. Somit ist Neukirch derjenige Ort in Schlesien, wo zuerst (1518), wenn auch in einem Privathause, nach Luthers Grundsätzen gepredigt wurde.

In den folgenden Jahren fand die Lehre des Reformators an manchen Orten Schlesiens Eingang. Besonders aber war es Breslau, wo sich früh Neigung für die neue Lehre zeigte. Das beweist die Tatsache, daß Luthers Schrift „Resolutiones Lutheranae super propositionibus suis Lipsiae disputatis“ schon 1519 in Breslau nachgedruckt wurde. Gegen den Einspruch des Domkapitels wurde vom Breslauer Räte am 21. Oktober 1523 das Pfarramt von Maria Magdalena Johannes Heß übertragen, dem lutherischen Reformator Breslaus. Außer den beiden Hauptkirchen Maria Magdalena und St. Elisabeth kamen bald die Kirche zu St. Bernhardin mit der Kirche zum hl. Geist und die Elftausend-Jungfrauenkirche in den Besitz der Evangelischen. — Der ganze Übergang vollzog sich in Breslau so friedlich und still, daß man den Eindruck gewinnt, es habe sich hier lediglich um die Abschaffung von Übelständen gehandelt, vor deren Vorhandensein selbst der geistvolle und hochgelehrte damalige Bischof von Breslau, Johannes von Turzo, nicht die Augen verschloß.

In der Oberlausitz gingen die Sechsstädte, Bautzen, Kamenz, Zittau, Löbau, Görlitz und Lauban, seit 1346 zu einem Schutz- und Trutzbündnis gegen die Raubritter zusammengeschlossen, mit der Reformation voran. 1525 kündigt der Pfarrklerus des Erzpriesterstuhles Görlitz dem Bischof von Meißen förmlich den Gehorsam auf. Selbst in den unmittelbar den Habsburgern unterstehenden Fürstentümern Schweidnitz, Jauer und Glogau, Oppeln, Ratibor und in dem Fürstbistume Breslau war nicht zu verhindern, daß die meisten Städte und Grundherrn eigenmächtig reformierten.

Die Gegenreformation zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges hat dann das kirchliche Bild wieder stark gewandelt, so besonders in der Grafschaft Glatz und in Oberschlesien, aber auch in den Fürstentümern Glogau, Schweidnitz-Jauer, Münsterberg.

Franz Schroller.

Hans Ulrichs letzter Wille¹.

Eh' mich zum Richtplatz führt ein Jesuit,
eh' nehm' ich mir den Teufel selber mit!

¹ Hans Ulrich von Schaffgotsch wurde bei Wallensteins Sturze wegen Hochverrats und Majestätsbeleidigung zum Tode verurteilt und am 23. Juli 1635 auf dem Markt in Regensburg mit dem Schwerte hingerichtet.



Aufnahme der Staatlichen Bildstelle, Berlin

Rathhaustreppe in Görlitz

Führt mich hinaus! In diesen Wänden nicht —
ich sei gemordet vor des Volks Gesicht!
Laßt weg die Binde, denn mich saßt kein Graun:
Ich will in Gottes offenen Himmel schaun!
Weil mich der Kaiser ungerecht verdammt,
so sei verflucht sein finster Richteramt!
Er hat des Lands, der Ehren mich entsezt —
mich kann die Rache nur verderben sezt.
Er hat die Kinder grausam mir geraubt, —
so komm' mein Blut auf seiner Kinder Haupt!
Fällt sezt mein Kopf, so waschet mich nicht ab,
und legt mich blutig, wie ich bin, ins Grab!
Denn wie ich bin, mit Blut beslekt und hohn,
so will ich treten vor des höchsten Thron,
und wenn der Kaiser sezt erzittert nicht —
einft soll er zittern vor dem Weltgericht!

Rudolf Löwenstein.

**Das Deutschland des Dreißigjährigen Krieges
im Urteile eines Schlesiens jener Zeit.**

Was kostet unser Fried'? O wieviel graue Haare!
Was kostet unser Fried'? O wieviel Ströme Blut!
Was kostet unser Fried'? O wieviel Tonnen Gut!
Erfreut er auch dafür und lohnt soviel Veröden?
Ja, wen? Frag Echo drum! Wen meint es wohl? —
Den Schweden!

*

Was werden doch um ihren Krieg für Dank die Schweden haben?
Wir wünschen, daß Gott ihnen gibt, soviel als uns sie gaben.

*

Niemand darf aus Engelland was von Reichtum mit sich nehmen.
Niemand darf aus Deutschland sich, was er will, zu rauben schämen.

*



Deutsche Sinnen sind gefallen, deutsche Reden sind gestiegen;
scheint also, man laß an Worten mehr als Taten sich genügen.

*

Alamodekleider, Alamodesinnen;
wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.

*

Wer nicht Französisch kann, ist kein gerühmter Mann;
drum müssen wir verdammen, von denen wir entstammen,
bei denen Herz und Mund alleine Deutsch verstund.

*

Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverei.
Soll's denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm' dich doch dieser schändlichen Knechtere!

*

Deutschen sind so alte Leute,
lernen doch erst reden heute. —
Wenn sie lernen doch auch wollten,
wie recht deutsch sie handeln sollten.

Friedrich von Logau.

Der letzte Piaft.

Es war im Herbst des Jahres 1675. Das Jagdhorn durchdrang den Odenwald. Die Meute rauschte durch das dürre Laub, und über die Wurzeln dröhnte Huf auf Huf. Ein junger Herzog war es, der die Reiter führte, Georg Wilhelm von Liegnitz, Brieg und Wohlau, ein schöner, fünfzehnjähriger Jüngling, aus dessen Knabenaugen die Lust am Weidwerk sprühte. Von Liegnitz war der junge Fürst herübergekommen — von glänzenden Festen, die seinen ersten Landtag abgeschlossen hatten. Doch Jagen ging Georg Wilhelm über Schmaus und Tänze. So hatte er Liegnitz verlassen und war nach Brieg geeilt, und brausend führten ihn Jugend und Jagdlust durch den kahlen Wald. —

Und noch ein anderer Jäger zog durch den Novemberwald. Unsichtbar strich er zwischen den Eichen hin und überließ dem Fürsten Hirsch und Reh und Sau und wählte sich ein edleres Wild — den jungen Herzog selbst. Er sandte ihm tückisch schneidende Ostwindschärfe ins Geblüt und ließ nicht ab, so daß Georg Wilhelm endlich in einer Bauernhütte Zuflucht suchte. Dort drinnen aber lagen die Kinder an Pocken krank, und als der herzogliche Jüngling das Haus verließ, warf der unsichtbare Jäger die Ansteckung über ihn. Wehe dem jungen Fürsten, wenn es ihm nicht gelang, des andern Geschloß und Gewalt zu überwinden, denn jener andere war — der Tod! —

Durchs Brieger Schloß schlichen Junker und Diener mit trüben Mienen. Georg Wilhelm lag todkrank...

In der Fensternische eines Saales stand flüsternd eine Gruppe Edelherrn. „Wär's nicht schrecklich,“ flüsterte ein Junker, „solch ein Herr... so jung und klug, so mild und gütig... und doch ein Ende!“ „Ja,“ ergänzte ein anderer, „wenn einer zu hoffen gab, war er's!“ „Und wenn einer das weiß,“ fiel ein älterer ein, „bin ich's! Ich war dabei, als er im Februar nach Wien ging, um des Kaisers Zustimmung zum Regierungsantritt zu erbitten. Da zeigte sich's recht, wie gut ihn seine Mutter erzogen hatte. Da zeigte sich auch, wie recht die Herren vom Vormundschaftsrat hatten, wenn sie ihn für reif zur Regierung hielten. Ganz Wien sprach von ihm. Der Hof schwärmte von ihm. Aber ihm tat das nichts. Er blieb besonnen wie immer und vergab sich nichts... Einmal tat ihm einer eine kuriose Frage. Welche Religion die beste sei!... Was sollte er antworten? — er, als Bittender und als Protestant am Hofe des Kaisers! Und was antwortete er? Gott und dem Kaiser treu sein!... Ein feines Wort... Ich kann nicht glauben, daß Gott einen solchen Fürsten so früh abrufft!“

„Mir ahnt dennoch Schlimmes,“ begann ein vierter leise. „Ich habe einen sonderbaren Traum gehabt. Ich sah drüben im Schloßgarten eine uralte Eiche — tot und abgestorben. Nur einer der drei höchsten Äste trug ein frisches Reis — das brach ein Sturm... Ist's nicht klar? Die drei Äste sind der lieben Dorel Söhne — der Liegnitzer Ludwig, der dritte Georg und der Wohlauer Christian. Und Christians Sohn, unser gnädiger Herr — er ist der letzte Sproß am Piaftenstamme.“

„Traum hin, Traum her!“ fiel der älteste der Herren verdrießlich ein, „Träume sind eitel und nichtig wie Wünsche!... Und was Wünsche wert sind, darüber dacht' ich eben nach, als ich vorhin heranzog... Fünfzehn Jahre sind's — ich vergesse es nie — da holten

wir Herrn Georgs III. Gemahlin ein. In Glogau wurde das fürstliche Paar mit einem Festspiel geehrt. Zwei Stücke waren's — fein verschlungen. „Die geliebte Dornrose“ hieß das eine. Nun also — am Schlusse wurde der jungen fürstlichen Gemahlin eine reiche Nachkommenschaft gewünscht. Die reiche Nachkommenschaft — wo ist sie geblieben? Ich schätze Herrn Andreas Gryphius zu Glogau gewiß als einen guten Poeten — aber seine Wünsche waren eitel. Mög' es euer Traum auch sein!“

Ein Diener eilte mit Schreibzeug in des kranken Fürsten Gemach. Drinnen ergriff Georg Wilhelm mit fieberheißer Hand den Federkiel und schrieb einen Brief an den Kaiser. Schrieb: er wolle den frühzeitigen Tod, den Gott über ihn verhängt habe, mit unerschrockenem Gemüte annehmen... Schrieb: er empfehle des Kaisers Huld und Gnade seine Mutter, seine Schwester und seinen Vetter (den nicht erbberechtigten Grafen von Liegnitz), vornehmlich aber seine armen Untertanen, die des Kaisers Majestät bei ihren Rechten und ihren bisherigen Glaubensübungen belassen wolle... Schrieb: der Allmächtige möge die Jahre, die sein göttlicher Wille ihm verweigere, dem Kaiser in Gnaden zusetzen und möge des Kaisers männlichen Nachkommen kein Ende, seiner Macht und Siege kein Ziel sein lassen...

Das Schreiben war Georg Wilhelms letzter Brief. Am sechsten Tage nach der Jagd im Oberwalde verschied er. Der andere Jäger war der Stärkere gewesen.

Zu Liegnitz an der Johanniskirche errichtete in den nächsten Jahren die trauernde Mutter des letzten Pfastenherzogs diesem ein herrliches Denkmal — die sogenannte Fürstengruft. Während dort aber der Meißel die ergreifenden Worte in den Marmor schrieb, in denen Kaspar v. Lohestein, der Breslauer Dichter und Ratsherr, den Schmerz um das erloschene Geschlecht aussprach, beschäftigte die Kanzleien des Kaisers und des Kurfürsten von Brandenburg die Frage der Erbfolge. Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, erhob seine Ansprüche auf Grund des Vertrages von 1537. Doch Leopold I. zog Liegnitz, Brieg und Wohlau ein. So war nunmehr ganz Schlesien in des Kaisers Hand. Dem Kurfürsten wurde später als Entschädigung ein kleines Gebiet, der Kreis Schwiebus, überlassen. Sein Sohn gab es auf Grund einer geheimen Abmachung zurück, erklärte aber zugleich, daß damit auch die Ansprüche auf Liegnitz, Brieg, Wohlau wieder in Kraft träten.

Richard Müller.

Zaubersprüche.

Der Glaube an die Wunderwirkung der Zaubersprüche ist uralte. Schon unsere heidnischen Vorfahren besaßen eine große Zahl fester Formeln, mit denen sie die Gottheiten zur Hilfeleistung zwingen zu können meinten. Unter dem Einflusse des Christentums verschwanden die germanischen Götter aus diesen Sprüchen, und christliche Gestalten traten an ihre Stelle. Und doch lebt trotz dieses scheinbar christlichen Gepräges uralter heidnischer Glaube in diesen Zaubersprüchen weiter, die auch heute noch lange nicht im Volke ausgestorben sind. Auch Schlesien besitzt eine reiche Überlieferung an solchen Zaubersprüchen und Segen, denen das Volk eine besondere Wirkung zuschreibt. Halblaut hingeflüstert, üben diese Formeln in den mannigfachen Lagen des Lebens eine große Gewalt. Aber auch an der Bettstätte, an der Haus-, Stuben- und Stalltür angeschrieben, gewähren sie übernatürliche Hilfe. Sie beseitigen nicht nur Krankheiten, sie können auch Leiden und Krankheiten hervorrufen. Sie stillen das Blut und den Schmerz einer frischen Wunde; sie schützen gegen die Verletzung durch schädliche Tiere, gegen Hieb und Schuß und Stich; sie geben der feindlichen Kugel eine andere Richtung. Die Zaubergewalt der Hexen wird an ihnen zunichte. Sie sind imstande, Feuersnot abzuwenden, Diebe zu bannen, daß sie stille stehn und das Gestohlene wiederbringen. Sie zwingen und züchtigen selbst weit entfernte Gegner und lenken jedes Ungemach innerhalb und außerhalb des Hauses ab.

Nach J. Klapper u. A. Peter.

Blutsegen.

Jesus ging in grünen Wald,
da begegneten ihm drei Frauen;
sie kamen, das Blut zu schauen.
Die erste sprach: Rot;
die zweite sprach: Tot;
die dritte sprach: Blut soll stille stehn,
sollst nicht mehr gehn!

Schlangensegen.

Ihr Ottern und Schlangen, was ich weiß,
der heutige Tag Gründonnerstag heißt.
Wenn ihr mich werdet sehn oder riechen,
so werdet ihr euch hundert Klaster in die Erde verkriechen.

Zauberpruch gegen Hexen und Gespenster.

Trottenkopf, ich verbiete dir mein Haus und Hof,
 ich verbiete dir meinen Pferde- und Kuhstall,
 ich verbiete dir auch meine Bettstatt,
 daß du nicht über mich trottest.
 Trotte in ein anderes Haus,
 steige über alle Berg' und Zaunstecken,
 reite über alle Wasser,
 so kommt der liebe Tag wieder in mein Haus.

Aus einem „Soldatenschußbrief“.

Ich bitt' im Namen Jesu Christi Blut,
 daß keine Kugel mich treffen tut,
 sie sei von Silber oder Blei,
 Gott im Himmel, halt mich von allem frei!
 Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Hexenwahn.

(Aus alten schlesischen Chroniken.)
 Ein Hirte wird vohrbrandt.

In diesem Jahr (1561) wardt auch alhier (Breslau) ein Hirte vorbrandt wohrhafftig auf dem Schweinzer (Schweidnitzer) anger. diser kondte den leuhtten ahnn hende vnd Fuße geschöß machen, kondte sie auch widerumb heilenn, wardt plozlichen Reich.

Ein große Zauberin vorbrandt.

Den 8 Junij (1601) hat der Burggraff zue Wolaw (Wohlau) Fridrich Mutschellinz auff seinem dorff seine vnterthanin, ein altes weib, vorbrennen lassen; ist eine Zauberin gewesen; hat villen leuthenn ahn dem vihe großen schadenn gethahnn; besonders vor ihrem Ende hat sie dem Junkern gemacht, das er vnd all sein ganz hoff voller leuse wordenn, das ihm engstlich vnd bannge wordenn. wie es ferner bleiben wirdt, gibt die Zeit.

Nach J. Klapper.

Aus einem alten Krummhübler Laborantenbuche. (Alte Heilmittel.)

Wenn du erfahren wilt, ob der Verwundte lebendig bleibt.

So nim Sandel und Blutstein, klein gepülvert, heb das Wasser über eine Glut, laß es wärmen, das du die Hand drob leyden kanst, schüt

dann das Pulver gemach auf und hab Achtung. Schwißt das Wasser Blut, so stirbt der verwundete, wo aber nicht, so bleibt er lebendig. Man soll auch sehen, das ihm das Blut fürderlich gestillt wird; dazu das Muß von einem Todten Kopf am nützlichsten ist, das man in ein neues Tüchlein bindet und in die Wunden lege, oder das Pulver davon in die Wunden streue; die Wunden darf man nicht heften, sondern nur mit einem saubern Tüchlein binden, und alle Tage mit frischem Wasser auswaschen.

Für den Herz Wurm.

Schneid einen Rettig, saltz und ploß ihn, bis er wäßericht wird, Eße ihn dann Morgends nüchtern, der wurm fürcht nichts so sehr, als den Rettig.

Zur Förderung des Stulzwangs.

Nim 3 Mäußdreklein, zertreibs und trinks in einem löffel voll brüe, es hilft.

Handschriftlich.

Das schlesische Sternfingerspiel.**Der Engel:**

Ich trete herein mit Schätzen,
 die Mutter zu ergeßen
 mit ihrem kleinen Kindelein:
 Das soll der Weltheiland sein.
 Gloria in excelsis deo!

(Klingelt mit einem Glöckchen)

Alle (singen):

1. Wir treten daher ohn allen Spott:
 Ein'n schönen guten Abend, den gebe euch Gott!
2. Ein'n schönen gut'n Abend, eine fröhliche Zeit,
 die uns der Christus hat heute bereit.
3. Wir sein gezogen in großer Eil,
 in 30 Tagen 400 Meiln.
4. Da kam'n wir vor Herodes sein Haus,
 Herodes, der schaute zum Fenster hinaus.
5. Herodes, der sprach aus falschem Sinn:
 „Ihr lieben drei Weisen, wo wollet ihr hin?“
6. Nach Bethlehem, ins jüdische Land,
 dort sind wir drei Weisen gar wohl bekannt.

Der Mohr:

Ich bin der König aus Mohrenland,
 die Sonne hat mich schwarz gebrannt.
 Schwarz bin ich, das weiß ich,
 die Schuld aber ist meine nicht,
 die Schuld ist meiner Kindermagd,
 weil sie mich nicht gewaschen hat.
 Hätt' sie mich gewaschen mit einem Schwamm,
 so wär' ich weiß wie ein Lamm.
 so aber hat sie mich gewaschen mit einem Lappen,
 so bin ich schwarz wie ein Rappen.
 Pax vobis! Friede sei mit euch!
 ein schön guten Abend wünsch ich euch,
 ein schön guten Abend den Herrn und Damen,
 ein jeder wird's nehmen in Billigkeit. Amen.

König Herodes:

König Herodes werd ich genannt,
 das Zepter trag ich in meiner rechten Hand,
 das Schwert an meiner linken Seit',
 drum wag' ich mich mit dir zum Streit.
 Die Feder ist meine Hand, meine Tinte ist das Blut,
 damit schreib ich so klug.

Der Mohr:

So klug schreibst du nicht, König Herodes!
 Wir bitten dich und fragen nach dem rechten Schein,
 wo der neugeborene König der Juden zu finden sei.

König Herodes (mit dem Fuße stampfend):

Ich bin König und kein anderer,
 ich glaube nicht, daß in oder außer der Stadt
 jemand was anders gehöret hat.
 Hallo! mein Diener Laban, zieh heraus dein Schwert
 und gehe nach Bethlehem
 und töte mir die kleinen Knaben
 von eins, zwei bis drei Jahren.

Diener Laban:

Gut, meine königliche Majestät,
 bei dem ich stehe in Ehren, Lohn und Brot,
 muß ich auch bestehen bis in den Tod.
 Ich werde hinaus nach Bethlehem ziehn
 und töten die kleinen Knaben
 von eins, zwei bis drei Jahren. (Ab.)

Die Weisen (singen):

Da zogen wir auf den Berg hinauf,
 der Stern stand stille vor dem Haus.
 Der Stern, der leucht' ins Haus hinein,
 da fand'n wir Mutter und Kindelein.

Joseph, der bei der Krippe saß,
 der alte Mann bald erfroren was:
 Da öffnen wir unsere Schürzelein,
 da geb'n wir Weihrauch und Myrrhen hinein.
 Gold und Silber schenken wir
 dem lieben Jesuskindlein hier.

Heut schleußt er wieder auf die Tür
 zum frohen Paradeis,
 der Cherub steht nicht mehr dafür,
 Gott sei Lob, Ehr und Preis!

Diener Laban (tritt wieder ein):

Nun trete ich wieder herein in das Haus,
 meine Sachen hab' ich gerichtet aus,
 viel Tausend hab' ich erschlagen,
 Trotz dem, der mir ein Wort will sagen!
 Die Kinder schrien zwar jämmerlich,
 bei mir war kein Erbarmen nich.

(Beiseite):

Es hat mir selber Leid getan,
 daß ich es hab' so arg gemacht.

König Herodes:

Ich sitze in schwerem Anbedacht,
 ich weiß nicht, was mir träumte diese Nacht,
 ich weiß nicht, was mir kommt in den Sinn,
 daß ich so traurig bin.
 Meine Traurigkeit,
 mein Herzeleid
 ist, daß mich die drei Weisen betrogen
 und das Kind Jesu aus dem Land gezogen.
 Divat! Divat! Schäfer, steh auf und erzähle mir etwas
 von deinen Schafen!

Schäfer:

Als ich vom Berge herabkam, legte ich mich unter eine grüne Eiche
 und schlief ein. Als ich wieder erwachte, sah ich einen Wolf unter meiner
 Herde, der raubte mir ein Schaf. Ich aber nicht zu faul, nahm meinen
 Hirtenstab und hieb ihm eins über den Rücken, daß er zersprang in
 hundertfünfzig Stücken.

(Er singt, indem er nach dem Takt des Liedes tanzt und den Stab fort-
 während aus einer Hand in die andere wirft):

Ob ich gleich ein Schäfer bin,
 hab' ich doch ein'n frohen Sinn,
 führ' ich doch ein solches Leben,
 das mit lauter Lust umgeben.
 Wechsle meinen Schäferstab
 nicht mit Kron' und Zepter ab.

Weihnachten im Volksglauben.

Im Mittelpunkte der Weihnachtszeit steht der heilige Abend, Weihnachts- oder Christabend, die Feier der Geburt Christi. Im 4. Jahrhundert wurde der 25. Dezember, ein Tag des freud- und lichtlosen Mitwinters, sinnig zur Geburtsfeier Christi gewählt. Heil und Licht sind gleichbedeutende Begriffe. Christus ist das Licht, das in die Finsternis hineinstrahlt, sie überwindet und auf die Frühlingszeit, auf die weltbeglückende Zeit der Fülle des Lichtes und Heiles vorbereitet. Das deutsche Gemüt nimmt an dieser Feier den lebhaftesten Anteil, am deutschen Herde sprießen inmitten der Winterstarre die lieblichsten Blüten innigen Gottgedenkens; aber mitten durch die christlichen Vorstellungen schlingen sich in dieser geheimnisvollsten und wunderreichsten Zeit zäh-

lebige altheidnische Vorstellungen wie in keiner anderen Zeit des Jahres. Ahnungsvolles, wundersames Wirken und Weben geht durch Natur und Menschenleben.

Die heilige Zeit darf durch nichts Alltägliches entweiht werden. Diese Nacht darf keine Düngergabel im Stalle gerührt werden, sonst kommt Unglück über die Wirtschaft. Am heiligen Abend soll man nichts aus dem Hause verkaufen, sonst verkauft man für das künftige Jahr den Segen; man darf nichts wegbringen, es geht sonst verloren. Alle Unholden werden von Haus und Hof ferngehalten, um die heilige Ruhe nicht zu stören. Die Knechte gehn mit lautem Peitschenknallen im Dorfe umher; die Hauswirte treten vor ihr Gehöft und schießen einigemal mit dem Gewehr. Beides gibt eine reichliche Ernte, weil man durch das Knallen und Schießen zugleich „die Saaten weckt“; sie körnern dann gut. Man dreht am Christabend eine Wiete. Dazu kann man jedes beliebige grüne Holz, selbst die leichtgebrechliche Knackweide, verwenden; sie geht nicht entzwei. Wird diese Wiete um das Viertel gebunden, das im Frühjahr zum Gerstesäen gebraucht wird, so werden die Sperlinge nicht in die Gerste kommen. Derjenige, der sich am heiligen Abend mit dem Ohr auf den Boden legt, soll sogar die Bewohner der Unterwelt reden hören.

Weit verbreitet ist in Schlesien der Glaube, daß in den zwölf Nächten von Weihnachten bis zum Dreikönigstag der Nachtjäger ohne Kopf mit Hundegebell und Jagdgeschrei durch die Lüfte saust. „Sedert (fördert) euch,“ sagt da wohl die Mutter zu den Kindern, die was holen sollen, „die wilde Jagd ist los!“ Auch die Werwölfe gehn in diesen Nächten um, und man darf den Wolf nicht nennen, sonst wird man von ihm zerrissen und die Herde mit. Sitzt man an diesen Tagen in ungerader Zahl bei Tische, so stirbt eins. Zwischen Weihnachten und den heiligen drei Königen darf keine Wäsche aufgehängt werden, sonst stirbt gleichfalls jemand, und wenn man schmutzige Wäsche liegen läßt, wird man krank.

Paul Drechsler.

Sonnenwende.

Der Sammetmantel der Nacht liegt über der schlafenden Natur. Am Himmel blinken die Sterne in seltener Pracht. — Was die Menschenkinder noch so spät vorhaben, die dicht beisammen in einer kleinen Gruppe über die Felder schreiten?

Schwarz und steil hebt sich der Holzstoß empor, durch dessen Gezweig leise der Wind rauscht. Nichts ist zu sehen als die Schattenrisse der

Bäume, die sich schwarz vom Firmament abheben und in schweigendem Ernste rings um den Hügel stehn. — Von fern schwebt der zitternde Ton eines mahnenden Abendglöckchens.

Da zeigen sich im Holze zuerst kleine Flämmchen, die, gierig nach Nahrung leckend, blasser Gesichter beleuchten. Die Augen schauen empor zu den fernen Himmelslichtern, um die Goldkugeln zu erhaschen, welche die Sterne sich zuwerfen. — Heller und heller glüht die Glut; die Tannennadeln puffen starken blauen Rauch aus, der sich mit dem andern mischt, sich kräuselt, steigt, um sich in der Unendlichkeit des Raumes zu verlieren. Stärker und stärker emporzügelnd, schlagen alle Flammen zu einer riesigen Lohe zusammen, die in Tausenden von Funken zum Nachthimmel emporstiebt, und wie ein Schwur hebt sich das Trutzlied „Flamme empor“ von begeisterten Lippen und mischt sich mit dem Krachen des Feuers. — Das Lied verhallt — lautlose Stille.

Wieder schallt ein Lied empor, dieses Mal „Wir treten zum Beten“, dann „Deutschland, Deutschland über alles“ und zuletzt noch „Eine feste Burg ist unser Gott“.

Sonnenwende ist ein Fest der Läuterung, der Kraft und der Freude. Sie findet ihren Ausdruck in dem fröhlichen Lachen der Paare, die mit hellem Jubel über die Flammen springen. — Das Feuer ist niedergebrannt und verbreitet nur noch schwaches Licht. Nach einigen Reigen wird es gelöscht, und die Nacht ist wieder Herrin. Nur ein Heer stiebender Funken zeugt noch von dem Feuer, das in unser aller Herzen fortbrennt als heiße Erinnerung an den Schwur, den wir vor den Sternen geschworen:

„Siehe, wir singenden Paare
schwören am Flammenaltare,
Deutsche zu sein!“

Ins Stammbuch.

Wir müssen gut sein, treu und wahr,
dann hat das Leben nicht Gefahr.
Dem Guten hilft der liebe Gott,
er rettet ihn aus jeder Not.
Der Treue findet allezeit
noch einen Freund in Schmerz und Leid.
Der Wahre, ist er auch allein,
wird immer unbezwinglich sein.

Johannes Hönig.



Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

D 7515/II



013-007516-02-0

Kulturfundlich

* Im häuslichen Kreise (42)	5.-6. 40	* Aus dtsch. Vergangenheit (15) drit. Ausg.	6. 60
* Spelaefahren (52)	5.-6. 40	* Aus deutscher Vergangenheit I Im	
* In der Stadt (64)	5.-6. 40	Mittelalter (15*)	6. 40
* In Dorf und Flur (56)	5.-6. 40	— II Aus d. Zeitalter d. Reformation	
* Kinderseelen (4)	5.-6. 60	u. des Dreißigjäh. Krieges (59)	6. 40
* Elternhaus und Nachbarschaft (5)	5.-6. 60	— III Von Zehrbellin bis Waterloo (60)	6. 40
* Stadt und Land (6)	5.-6. 60	— IV Vom Neuen Reich zum Welt-	
* Deutsche Volksmärchen (7)	5.-6. 80	krieg (61)	6. 40
* Deutsche Dichtermärchen (8)	5.-6. 80	* Aus deutscher Geschichte I (16)	8. 60
* Deutsche Volksfagen (9)	6.-8. 60	— II (17)	9. 60
* Schildbürgerfreude und andere seltsame		— III (18)	10. 60
Geschichten (57)	5.-6. 40	— III (18a)	10.-13. 60
* Schwänke und Schnurren (58)	5.-6. 40	— IV (76)	10.-13. 60
* Allerlei Geschichten (10)	5.-6. 60	— Staat und Volk (66)	10.-13. 60
* Menschenschicksale I (11)	7.-8. 60	Baukunst und Plastik im deutschen	
— II (12)	7.-8. 80	Mittelalter (68)	8. 40
* Deutsche Charaktere I (31a)	9.-13. 40	* Malerei und Kunstgewerbe im deut-	
— II (32a)	9.-13. 40	schcn Mittelalter (69)	8. 40
— III (72)	9.-13. 40	Deutsche Barockkunst (75)	9. 40
Deutsche Charaktere I (31) verkürzte		Kunst und Leben I (44)	7. 60
II (32) Ausgabe	9.-10. 60	— II (45)	8. 60
* Deutsches Frauenleben I (51)	7.-8. 40	— III (46)	10. 60
— II (52)	9.-10. 40	— IV (47)	10. 60
* Die Frau im Volkstum (53)	9.-10. 40	* Hinter Pflug und Schraubstock I (26)	5.-6. 60
* Glaube und Frömmigkeit (1)	5.-6. 40	— II (27)	8.-9. 60
* Gott, Welt und Mensch (2)	7.-8. 40	— III (28)	10. 60
Glaube und Denken (3a)	7.-10. 40	* Deutsches Wirtschaftsleben I (29)	9.-10. 60
Glaube und Persönlichkeit (3)	9.-10. 40	— II (30)	9.-10. 60
* Lieder und Gedichte (62)	5.-6. 40	Die Welt der Technik (37)	9.-10. 60
* Deutsche Vergangenheit in Lied und		* Deutsche Lando, deutsches Leben I (20)	5.-6. 80
Gedicht (63)	6. 40	— II (21)	7.-8. 80
* Deutsche Gedichte und Lieder I (64)	8. 40	— III (22)	9.-10. 80
— II (65)	9. 40	* Deutschtum im Ausland und in den	
Deutsche Fabel I (38)	10.-13. 80	Kolonien I (33)	7.-8. 60
— II (39)	10.-13. 60	— II (34)	9.-10. 80
— III (40)	10.-13. 40	* Aus fremden Landen I (35)	7.-8. 80
* Deutsche Balladen I Im Schein der		— II (36)	9.-10. 80
Antike. Pflicht und Schicksal (41a)	7. 40	* Von Pflanzen, Tieren und Menschen (23)	5.-6. 60
— II Aus vergangenen Zeiten (42a)	8. 40	Vom Weltall (24)	7.-8. 60
— III Von Rittersn und Männern (43a)	8. 40	Erde und Leben (25)	9.-10. 60
— IV Der Heimar Gester. Von Schuld			
und Ehre (70)	8.-9. 40		
— V Pflicht und Schicksal. Liebe und			
Glauben (71)	9.-10. 40		
Deutsche Balladen I (41) } verkürzte			
— II (42) } Ausgabe	8.-10. 60		
— III (43) }	8.-10. 40		
Aus dem Nibelungenlied (73)	8. 40		
Gedren (Auswahl) (74)	8. 40		
* Deutsche Dichtung im Mittelalter (67)	8. 40		
* Unsere Muttersprache I (48)	5.-6. 40		
— II (49)	7.-8. 40		
— III (50)	9.-10. 60		
* Aus deutschen Mundarten (54)	6.-10. 40		
* Aus der Welt der Antike (19)	7. 80		
* Griechische und römische Sagen (55)	7. 60		

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG